Liscovs
Lob der schlechten Schriftsteller

von einem
gebeugten schlechten Schriftsteller
seinen Mitbrüdern
aus
wahrem Wohlwollen und aufrichtiger
Freundschaft
zu Gemüthe geführt.

Hannover,
bei Christian Ritscher,
1794.

1

An

meinen Herrn Verleger.

Hochgeehrtester Herr!

Mit den Schriften schlechter Schriftsteller pflegen Sie in unsern kritischen Zeiten freylich in der Regel eben nicht sonderlich zu fahren, und ich stelle mir vor, Sie gehen nie ohne Seufzer durch Ihr Bücherlager, wo so viele Ladenhüter vergebens ihrer Erlösung harren. Ich kann es Ihnen deswegen nicht verdenken, wenn Sie etwas scheu vor schlechten Schriftstellern werden, an deren geistarmen Produkten Sie so viel schon verloren und selten etwas gewannen; und ich würde an ihrer Stelle ebenfalls den mir angebotenen Verlag der, ökonomisch betrachtet, wohl oft mit Recht zu nennenden Miserabilien dieser Kinder des Zorns der ächten Gelehrten auf das höflichste und unter Versicherung vollkommener Hochachtung der Herren, die Ihnen der-

dergleichen Anträge machen, wie wohlfeil sie auch ihre Waare geben mögten, ablehnen.

Allein da Sie bey Ihren Verlagsartikeln, und das von Rechtswegen, nicht so fast auf den innern Werth der Manuscripte, als vielmehr auf die Gangbarkeit einer Schrift sehen, und ich völlig überzeugt bin, daß wenn ich Ihnen augenscheinlich darthun könnte, daß Sie von einer neuen verbesserten Auflage von Kubachs Gebetbuche, mit Didotschen Lettern gedruckt, fünftausend Exemplare, auf gewöhnlichem Druckpapier, und überdem noch fünfhundert, auf geglättetem Schweitzer- und Velin-Papier, absetzen könnten, ich mich für die Mühe der Verbeßerung dieses Gebetbuchs eines gewiß noch ansehnlichern Honorars von Ihnen zu erfreuen hätte, als Leßing für seinen Nathan, Wieland für seinen Oberon, der Ritter von Zimmermann für sein Buch von der Einsamkeit, Salzmann für sein menschliches Elend und Kotzebue für seine Schauspiele, (welche Herren übrigens sans comparaison hier zusammen gestellt seyn sollen) von ihren Herren Verlegern seiner Zeit erhielten, so wage ich es,

mir

mir zu schmeicheln, daß Sie meinem Vorschlag und Antrag ein geneigtes Gehör leihen werden, ob er gleich von einem schlechten Schriftsteller kömmt.

Ich will itzt nicht einmal etwas davon sagen, daß doch auch verschiedene berühmte Schriftsteller deutscher Zunge ihren Ruf schlechten Schriften zu verdanken haben, die gewiß nach zwanzig Jahren kein Mensch mehr lesen wird, obgleich das Publikum sie itzt noch heißhungrig verschlingt, und Sie und Ihre Herren Kollegen sie in Quantitäten absetzen; ich will Ihnen nicht damit beweisen, daß sich also auch mit schlechten Schriften oft ein kleines Glück machen und ein hübscher Thaler verdienen läßt; denn Sie könnten dies wohl im Allgemeinen zugeben und doch noch zweifelhaft seyn, ob dies nun grade in Ansehung des Individuums von Schrift wahr seyn mögte, das ich Ihnen in aller Demuth, auf Ihren Beutel hinschielend, zu überreichen mich unterwinde. Erlauben Sie mir vielmehr, sogleich zur Sache zu schreiten, und meine Spekulation in ihr vortheilhaftestes Licht zu setzen.

Sie wißen, daß Deutschland, (den Elsaß, die deutsche Schweitz, Preußen, Kurland und Liefland mitgerechnet,) wenigstens fünftausend Schriftsteller zählt, unter denen, nach einem gewiß sehr mäßigen Anschlag, wenn man die mittelmäßigen, die als geist- und charakterlos, gewiß auch schlecht sind, dazu rechnet, viertausend fünfhundert schlechte sind. Laßen Sie aber auch meinetwegen die fünfhundert noch schwinden, so bleiben immer noch viertausend schlechte Schriftsteller übrig. Auf diese habe ich meine Spekulation gemacht. Muß es nicht diesem an Zahl so respektabeln Corps, auf das in Jena, Kiel und Salzburg, um von andern Orten nicht einmal zu reden, so unbarmherzig Jagd gemacht wird, äußerst angenehm und tröstlich seyn, endlich einmal in einer Schrift sein Lob zu lesen? Muß es diese gedrängte Kirche nicht rühren, wenn sie vernimmt, daß jemand sich ihrer annimt, und ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren läßt?

Es ist wahr, es stünde zu besorgen, daß sie Mistrauen faßen würden, wenn der Verfaßer der Geschichte der Abderiten oder der phy-

siognomischen Reisen sich öffentlich für ihren Sachwalter erklärte; denn wie könnten schlechte Schriftsteller sich überzeugen, daß so gute Schriftsteller es aufrichtig dabey meinten? Allein, mein hochgeehrtester Herr, dies ist zum Glück hier gar nicht der Fall. Hier kann nicht gesagt werden, daß vielleicht ein guter Schriftsteller aus Neid die schlechten persifliren werde; von einem so ernsthaften Manne, wie ich bin, erwartet niemand einen Scherz; und von einem so schlechten Schriftsteller, wie ich bin, erwartet niemand eine Verspottung seiner Mitbrüder; mir traut niemand zu, daß der Schalk, der Satyr, im Hinterhalte laure, sondern man ist überzeugt, daß die Sache meiner gedrängten Brüder mir aus wahrem Mitgefühl zu Herzen gegangen sey.

Aber, sagen Sie, die Schriftsteller halten sich für gute, und darum ist Ihre Spekulation falsch. Ich habe diese Ihre Einwendung vorausgesehen, und habe die Ehre, sie Ihnen so gründlich, wie es sich immer von einem schlechten Schriftsteller erwarten läßt, zu beantworten.

Ich läugne nicht, dies scheint Anfangs ein schlimmer Umstand zu seyn. Allein bedenken Sie, daß ein schlechter Schriftsteller, wie jeder andre Schächer und arme Sünder, auch seine Stunden hat, in denen das Gewissen seine Rechte geltend macht, und es ihn mit Zerknirschung fühlen läßt, daß er doch fürwahr und wahrhaftig ein Stümper sey; und bedenken Sie, daß es bey den Verfolgungen, denen die schlechten Schriftsteller immer mehr ausgesetzt sind, auch mit diesen Vorwürfen des Gewissens immer öfter zur Sprache kömmt; da ist also eine solche Schrift wie die meinige ein wahrer Liquor anodynus, ein schmerzlindernder Spiritus, und mit Begierde wird jeder nach dieser Schrift greifen, aus der er Trost zu schöpfen hoffen kann, wann seiner Seele um Trost bange ist. Ich denke, daß diese einzige Vorstellung alle andern, die ich noch hinzufügen könnte, überflüßig macht.

Aber, sagen Sie ferner, Sie rechnen auf viertausend schlechte Schriftsteller als auf eben so viele Käufer Ihrer Schrift, und bedenken nicht, daß unter diesen die Hälfte in Dachstüb-

gen

gen einquartirt oder sonst in betrübten Umständen ist, und wohl Fäuste hat, um Bücher zu fabriziren, aber kein Geld, um Bücher zu kaufen.

Mein Herr Verleger, hieran ist mancherley zu berichtigen!

Glauben Sie zuvörderst, daß Sie mir unter fünf und zwanzig Thalern für den Bogen bieten und ich weniger als funfzig Thaler für den Bogen fordern könnte, wenn ich, die übrigen Käufer ungerechnet, nur auf viertausend schlechte Schriftsteller als auf Käufer gerechnet hätte? Nein, ich habe dem Himmel seys gedankt, auch rechnen gelernt; ich sagte nicht, daß alle schlechten Schriftsteller des heiligen römischen Reichs, den Elsaß, die Schweitz und so weiter mit eingeschloßen, meine Schrift kaufen würden; aber Sie haben mir vorgegriffen; lassen Sie immerhin auch zweytausend schlechte Schriftsteller in kläglichen Umständen seyn, ich weiß immer noch für Ihre Exemplare Rath.

Und

Und dann müßen Sie mir nicht übel neh-men, wann ich gestehe: Ich hätte mehr Deli-kateße der Schonung von Ihnen erwartet. Sie sprechen von Fäusten, die Bücher fabriziren, und von leeren Beuteln, die keine Bücher be-zahlen können. Eben nicht allzufein, mein hoch-geehrtester Herr! Und ich kündigte mich Ihnen selbst als einen schlechten Schriftsteller an, und gab Ihnen auch nicht undeutlich zu verstehen, daß ich bey Ihnen Hülfe gegen gewiße dringen-de Bedürfniße suchte, in denen unser einer lie-ber Bücher schreibt als Bücher kauft. Davon noch nichts zu sagen, daß Sie diejenigen nicht beleidigen sollten, auf die Sie beym Absatze eines Verlagsartikels doch immer nebenher auch Ihre Aufmerksamkeit richten sollten. Gewiß, dergleichen Ausdrücke könnten Ihnen sehr scha-den, wenn die schlechten Schriftsteller so irasci-bel, so unversöhnlich, und so boshaft in ihrer Rache wären, als oft die guten Schriftsteller seyn sollen.

Doch ich habe bis dahin nur von den schlech-ten Schriftstellern gesprochen, und der guten Schriftsteller und der ganzen ehrenwerthen Lese-

welt

welt mit keinem Worte gedacht. Wenn die Schaar der deutschen Schriftsteller in die tausende geht, so geht das Heer der deutschen Leser in die hunderttausende, und ich verspreche mir für meine Schrift auch unter diesen noch eine solche Anzahl Leser und, nach Advenant, auch Käufer, daß Sie gewiß Ihre Rechnung dabey finden sollen.

Sie waren besorgt, daß die zweytausend schlechten Schriftsteller auf den Dachstübgen, wie Sie sich auszudrücken belieben, meine Schrift nicht kaufen würden. Man sieht wohl, daß Sie wegen des Honorars so genau wie möglich dingen wollen. Ich will Ihnen aber nur zwey Dinge sagen:

Einmal bin ich vest überzeugt, daß die guten Schriftsteller, die das Glück in Ansehung des Nervs der Dinge beßer bedacht hat, so bald sie von dem Titel meines Buchs hören, sich gewiß eine Anzahl Exemplare verschreiben werden, um den ihnen bekannten schlechten Schriftstellern mit der ersten Post ohne ihren Namen Exemplare zu ihrer Beherzigung zuzuschicken. Diese

guten Schriftsteller werden, sobald sie Liscovs Namen in dem Titel meiner Schrift lesen oder hören, sogleich in den Gedanken stehen, es werde darin über die schlechten Schriftsteller hergehen, und nach ihrer bekannten Lieblosigkeit werden sie sich darüber freuen, und auf der Stelle den Gedanken ausführen, den ich Ihnen schon zu Ihrer innigen Freude, wenn Sie daran glauben, mitgetheilt habe; ob sie sich dann in Ansehung des Geistes dieser Schrift geirret haben, ist wie natürlich, so bald die Exemplare bezahlt sind, ihre Sache; aber so, dächte ich doch, würde mancher der Dachstübgenbewohner — ich kann Ihnen diesen aristokratischen Ausdruck kaum vergeben — durch die Mildthätigkeit der mit zeitlichen Gütern gesegneten guten Schriftsteller mit einem Exemplare dieser Schrift versorgt werden.

Sodann bitte ich Sie auch zu beherzigen, daß jeder schlechte Schriftsteller doch immer sein Publikum und seine besondern Gönner und Freunde hat. Diese werden denken: Liscovs Name auf dem Titel dieser Schrift sey nur ein Angel, ausgeworfen für die guten Schriftsteller

und deren Publikum, damit sie um desto geschwinder anbeißen, im Grunde aber sey der Ausdruck: Schlechte Schriftsteller, auf dem Titel dieser Schrift, nur ironisch zu verstehen, und er gelte eigentlich den nach ihrem Sinne guten, und von dem Neide als schlecht vorgestellten Schriftstellern, die hier gegen ihre Widersacher, die hämischen Rezensenten, in Schutz genommen und aufrichtig gelobt werden; auch diese werden also Exemplare verschreiben und bestellen, um ihre verkannten Freunde, die angeblich schlechten Schriftsteller, die sie beßer kennen, zu erfreuen, und ihr Lob in ihrem Wirkungskreise zu verbreiten.

Geht Ihnen nun nach gerade ein Licht auf, mein Herr? Leuchtet Ihnen nun nach gerade meine Idee ein, und wollen Sie gestehen, daß ich Ursache habe, mir etwas darauf zu gut zu thun? Haben Sie überdem auch die Tausende von Lesegesellschaften in Anschlag genommen, die in den Ländern deutscher Zunge vorhanden sind, und für die diese Schrift ein gefundenes Eßen seyn muß? Haben Sie die Exemplare berechnet, die Ihnen in dem Kreise der

Mit-

Mitglieder dieser Lesegesellschaften, zu deren Kenntniß diese Schrift durch das circulirende Exemplar gelangt, überdem noch werden abgesetzt werden? Haben Sie ferner bedacht, wie mancher sich viel dünkende und schadenfrohe Musensohn, in der Meinung, er merke schon, welches Geistes Kind diese Schrift sey, sich ein Exemplar davon für sich, und eins für einen von ihm schnöde verachteten schlechten Schriftsteller, dem er es zudenkt, anschaffen wird, so daß also mancher schlechte Schriftstrller vielleicht mit mehrern Exemplaren bedacht werden wird? Nun so sagen Sie mir auf Ihr Gewissen, lacht Sie dieser Plan nicht an? Finden Sie nicht diese Idee so gut ausgedacht, als immer eine von dem industriösen Herrn Bertuch in Weimar, oder als eine von dem thätigen Herrn Campe in Braunschweig? Müßen Sie nicht gestehen, daß, wenn sich diese Idee auf viele Jahrgänge einer Monatschrift ausspinnen ließe, wir beyde uns herrlich dabey stehen würden.

Doch ich lese noch einen Zweifel in Ihrem merkantilischen Auge. Ja, sagen Sie, wenn

das

das nur in der Wirklichkeit so schön, oder auch nur halb so schön würde, als es auf Ihrem Papiere läßt! Aber was bürgt mir für einen so reißenden Absatz Ihrer Papiere? Idealisch ist Ihre Idee; aber mit vollwichtigen Louisdors, die in diesen traurigen Zeiten so schwer zu verdienen sind, sollen wir Ihre Handschrift lösen!

Nun, o Unglaube, der sich alles handgreiflich will ausgebeten haben, nun so will ich mich denn großmüthig zu dir herablaßen, und damit die Güte meiner Sache, die Sicherheit meines Bewußtseyns beweisen. Laßen Sie uns um mein Manuscript handeln, wie einst auf einem Pferdemarkt ein Pferd verhandelt ward. Die Nägel der Hufeisen machten dort den Preis; der erste Nagel galt einen Heller, und so jeder folgende das doppelte bis zum letzten. Haben Sie Lust, auf ähnliche Weise meine Handschrift zu kaufen? Das erste Hundert von abgesetzten Exemplaren bezahlen Sie mir mit einem guten Groschen, das zweyte Hundert mit zween guten Groschen, und so immer das doppelte für jedes folgende Hundert;

und was über fünfzehenhundert Exemplare hinaus ist, schenke ich Ihnen als ein uneigennütziger Mann. Wenn das Sie nicht von der Güte meines Gewißens überzeugt, das Sie nicht geneigt macht, den andern Vorschlag, den ich Ihnen nicht vor dem Publikum, sondern im Stillen, inter privatos parietes, thue, anzunehmen, so kann es gar nicht fehlen, die Schuld liegt entweder an Ihnen oder an mir; unsere Organisationen divergiren; friedlich wollen wir uns trennen, und ich will zum Abschiede zu Ihnen sagen: Mein Herr, ich bin Ihr ganz ergebenster Diener,

Am 25ten Julius 1793.

der Verfaßer.

An

An

meine Brüder

die

schlechten Schriftsteller

deutscher Zunge.

Trost ist uns sehr vonnöthen, meine Brüder. Die scharfwitternden Hunde der gelehrten Republik spüren uns überall auf, und die Jäger, die diese Hunde füttern, verfolgen uns mit Wollust; unser Herzklopfen, unsre Todesangst geht ihnen gar nicht zu Herzen; uns parforce zu jagen, bis wir ohnmächtig, todt zu ihren Füßen liegen, ist ihr Vergnügen und nebenher für sie auch ein guter Verdienst. Wir leben in der That in einer schlimmen Zeit; mir deucht, seit der Schöpfung der Welt, oder um einen nähern Zeitpunkt anzugeben, seit der Erfindung der Buchdruckertypen waren wir nie in einer so bedrängten Lage. Dies forderte mich schon seit mehrern Jahren auf, über meinen und Euren Zustand und über die Mittel, wie derselbe etwa noch verbeßert werden

mögte, ernstlich und reiflich nachzudenken. Ihr möget es mir glauben oder nicht, mein Herz zog mich bey den hierüber angestellten Betrachtungen immer wieder zu der Schrift hin, die ich Euch hiermit in der beßten Absicht zueigne.

Es mag vielleicht manchem eine starke Speise scheinen, was ich Euch anbiete. Aber ich versichere Euch aufrichtig, daß sie einem jeden Wahrheitliebenden unter Euch wohl und immer beßer bekommen wird. Die Beherzigung ihres Inhalts hat auch mir selbst schon die augenscheinlichsten Dienste geleistet. Möge sie doch von Euch nicht verschmähet werden! Sie wird Euch über manches das Verständniß öfnen; sie wird Euch scherzend — möge es immerhin auf Eure Unkosten geschehen; die Lehren, die sie in diese Scherze faßt, sind wahrlich dieses Preises werth — sagen, wie Ihr schreiben und nicht schreiben müßet, wenn Ihr Euern Zustand verbeßern wollet; sie wird für Eure Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit nicht blos ein Palliativ, sondern ein gründliches Heilungsmittel seyn, wenn Ihr in den Geist derselben eindringen werdet; sie wird

Euch

Euch auch von gewißen Gemüthsbeschaffenheiten, die Euch bis dahin so sehr schadeten, wunderbar befreyen, wenn Ihr nicht selbst diese Befreyung hindert; und Ihr werdet mir gewiß für dies Geschenk herzlich danken, so bald Ihr unbefangen genug seyn werdet, um den Werth derselben einzusehen.

Ich hoffe auch, Ihr werdet von mir dies Geschenk weit lieber annehmen, als von Euern Feinden, den guten Schriftstellern; Ihr würdet, wenn Ihr mich kenntet, einsehen, daß ich keine Ursache habe, Euch zu verachten, und Euch überzeugen, daß nicht eine versteckte Bosheit, sondern gutmüthige muntere Laune und aufrichtiges Wohlwollen gegen Euch mir die Feder führte. Hätte einer Eurer Feinde Euch mit Liscovs Lob der schlechten Schriftsteller ein Geschenk gemacht, er würde es — neidisch wie die meisten von ihnen gegen Euch sind, nicht haben laßen können, die berühmtesten unter Euch — denn auch das, was Eure Feinde Schlechtigkeit heißen, hat seine Celebrität — persönlich zu necken, um dadurch der dem Publikum vorgesetzten Speise mehr Würze zu geben.

Aber Ihr würdet, sobald ich Euch meinen Namen sagen würde, mir sogleich auf mein bloßes Wort glauben, daß persönliche Sticheleyen und Neckereyen, die nur kränken und erbittern, ohne zu nützen, von meinem Charakter unendlich entfernt sind.

Ein Rabener hat auch schon in frühern Zeiten das Problem aufgelößt, wie man treffend und doch unpersönlich über gewiße Dinge, die ohne Bitterkeit unsagbar zu seyn scheinen, sich erklären könne. Auch ich dachte, bey der Umarbeitung dieser Liscovschen Schrift für das Bedürfnis unsers Zeitalters, mit Bukingham, daß ich keinen Einzelnen von Euch, meine Brüder, auf die Bühne bringen, sondern die Bürde mit mehrerer Billigkeit auf mehrere Schultern legen und die Charakterzüge der schlechten Schriftsteller unter mehrere Personen vertheilen müßte. Ich hoffe, Ihr werdet mir Dank dafür wißen, und die Bruderliebe in dieser Aufopferung deßen, was dieser Schrift einen Hochgeschmack würde gegeben haben, der ihr mehr Käufer verschafft hätte, und den ich ihr auch sehr leicht hätte geben können,

nicht verkennen. Vielleicht kam ich einem andern zuvor, der Euch nicht, wie ich, mit menschenfreundlicher Urbanität würde behandelt haben, wenn er auf dieselbe Idee würde gekommen seyn. Ich werde den alten Liscov Euch nichts sagen laßen, was einem Einzelnen unter Euch persönlich wehthun kann, und ich werde einem Jeden unter Euch, als Menschen, ohne Erröthen ins Gesicht sehen können. Daß es darum dieser Schrift nicht an Salz fehlen wird, darüber wird niemand beßer urtheilen, davon wird niemand glaubwürdiger zeugen können als Ihr selbst.

Es scheint auch, daß das Schicksal mich schon vor mehrern Jahren bestimmte, Euch, meine Brüder, mit diesem wiederauflebenden Liscov ein Geschenk zu machen. Als ich noch Jüngling war, machte mir ein Greis, dem es wohl ahndete, daß ich einst Euer Mitbruder werden würde, mit dem alten Liscov ein sehr schätzbares Geschenk. Seit dieser Zeit steht dieser Kenner unsrer gesammten Brüderschaft auf meinem Bücherbord, und ein geheimer sympathetischer Zug trieb mich von Zeit zu Zeit,

einen Blick in seine schöne Schrift zu thun. Nun sind seit der Zeit, daß sie in unserm werthen Vaterlande erschien, bald sechszig Jahre verfloßen, und die wenigsten unter Euch, meine Brüder, werden diese Schrift, die freylich Euern Feinden, (noch fühlen sie die Streiche, die sie ihnen versetzte,) wohl bekannt ist, gelesen haben; von Zeit zu Zeit sprachen wohl Eure Feinde nebenher in ihren Schriften davon, und erwähnten ihrer mit großem Lobe, weil sie wohl nicht einsahen, daß der Zweck ihres Verfaßers gar nicht war, sie, sondern vielmehr uns unsterblich zu machen; aber die Schriften Eurer Feinde kommen nicht zu Eurer Kenntnis, und Ihr habet Euch, zur Beybehaltung Eurer Gemüthsruhe, entschloßen, keinen Blick darein zu thun; auch gedachten sie dieser Schrift immer — ein Beweis, wie sie einen Schriftsteller oft verstehen — als einer Satyre, die Euch dem Spott und Hohne preisgäbe, und konnten Euch also wenig Lust machen, sie zu lesen.

So erinnere ich mich, daß vor einem Dutzend Jahre einer Eurer unversöhnlichsten Feinde, ein Mann, der auf seine erworbenen Kenntniße

einen

einen gottesvergeßnen Stolz hegt, und Euch herzlich verachtet, in einer akademischen Rede den alten Liscov in ciceronianischen Phrasen, in denen er sich sündlich gefällt, folgendermaßen aufführte: „Excitatus est in Germania saty-„rarum scriptor et salibus abundans et „quod caput est, rectissimo litterarum do-„ctrinaeque omnis judicio valens. Intelli-„gitis de Liscovio me loqui, quo majus „in hoc genere ingenium germanorum „natio ad hunc usque diem non habuit. „Hic non studio consiliove sed natura, at-„que felle ob doctas quorumdam ineptias „stimulante, ad scribendas satyras compul-„sus, insulsos nonnullorum de eloquentia „aliisque disciplinis libros vehementer ex-„agitans, scholasticam illam barbariem, a „Bodmero primum, tum ab ipso Gottsche-„dio convulsam, afflixit penitus et prostra-„vit. Itaque hic masculae eruditionis per „Germaniam auctor potissimus, quamvis „aliud agens, lumen illud accendit, quo „postea Gottschedii jejunitas atque miseria „inluminaretur. Bodmerum quidem scio, „in evertendo Gottschedii imperio illum

„sibi

„sibi habuisse velut praecursorem, atque „omnino hunc virum tanti aestimasse, ut vix „alia ulla re sibi magis placuerit quam ejus „egregiis laudibus.“ Zu deutsch. „In „Deutschland trat ein Satyrenschreiber auf, der „von Salz überfloß, und was die Hauptsache „ist, einen äußerst richtigen Sinn in Ansehung „wißenschaftlicher Gegenstände, ja der ganzen „Gelehrsamkeit besaß. Man erräth leicht, daß „ich von Liscov rede, der bis auf den heutigen „Tag in diesem Fache seines gleichen nicht ge„habt hat. Dieser Mann hatte eigentlich nicht „die Absicht, Satyren zu schreiben, aber die „gelehrten Albernheiten einiger Schriftsteller „reizten seine Galle; er geißelte ihre geschmacklo„sen Schriften im Fache der schönen und andrer „Wißenschaften bis aufs Blut, und streckte jene „Pedanten, denen schon Bodmer und selbst „Gottsched Wunden versetzt hatten, vollends „zu Boden. Mit ihm vornemlich erwachte in „Deutschland männliche Gelehrsamkeit; er „zündete, obgleich dies eben nicht gerade sein „Zweck war, das Licht an, das Gottscheds „Dürftigkeit und Armseligkeit beleuchtete. Er „war gleichsam Bodmers Vorläufer in Zerstörung

„des

„des Gottschedschen Reichs, und Bodmer „schätzte ihn auch so hoch, daß ihn nicht leicht „etwas so sehr schmeichelte als Liscovs Lob.“

Ich denke, meine Brüder, Ihr habet an dieser Probe genug, um Euch zu überzeugen, wie wohl Ihr daran thut, so höhnische Schriftsteller nicht zu lesen, und daß dieser Gelehrte eben nicht der Mann seyn konnte, der Euch Liscovs Lob der schlechten Schriftsteller empfehlen konnte; und doch wäre es ewig schade gewesen, wenn Ihr dieses Zeitliche gesegnet hättet, ohne daß Euch diese Schrift genau bekannt geworden wäre; wohl wäre das ein Licht unter dem Scheffel des Alterthums und der Vergessenheit gewesen, wovon Ihr keinen Nutzen gehabt hättet; darum hielt ich es für meine Pflicht, dies Licht auf den Leuchter eines neuen Drucks zu stellen, und durch eine Zueignung an Euch, als meine Brüder, den Strahlen desselben einen nähern Weg zu Euch zu verschaffen.

Gewiß, Ihr Mitgenossen derselben Trübsal, Ihr werdet mir Gerechtigkeit wiederfahren

las=

laßen, wenn Ihr diese Schrift werdet gelesen haben, und Euch bey einem wahrheitliebenden Gemüthe auch freuen, daß Euch in derselben Gerechtigkeit wiederfahren ist. Seht wie der Himmel duldende Verfolgte an ihren boshaften Verfolgern rächt. Eure Feinde misgönnten Euch immer die Unsterblichkeit, und suchten sie Euch durch hämische Verunglimpfungen Eurer Schriften zu rauben. Nun berufe ich mich aber auf jeden, der urtheilen kann, ob diese Schrift Euch nicht die beneidete Unsterblichkeit versichert. Schon sehe ich Euch im Geiste mit stolzem Scheitel an die Gestirne stoßen. Kehret Euch nicht an die Spötter, die so pathetische Ausdrücke durch nüchterne Späße herabwürdigen wollen, und Euch mit schaalem Witz ersuchen, von Zeit zu Zeit Eure Schlafmütze abzuziehen, und zu untersuchen, ob schon etwas Brand von dem Feuer der Gestirne daran zu riechen sey. Sie mögten Euch gerne das selige Vorgefühl Eurer Unsterblichkeit rauben; vereitelt durch rühmliches Nichtachten ihrer misgünstigen Bemühungen ihren Zweck, und vergeßet von nun an der Vergeßenheit Eurer Schriften.

Ich gestehe zwar mit Schaam, daß ich mich bis dahin wegen dieser Vergeßenheit mit Vernunftsgründen tröstete. „Deine Schriften,“ dachte ich in meiner Einfalt, „sind „schlecht; gottlob also, daß sie vergeßen sind; „wie innig danke ich den strengen Beurtheilern „derselben, daß sie mittelst ihrer unbarmherzigen Urtheile, die sie darüber fällten, dieselben „in so kurzer Zeit zur Vergeßenheit brachten! „Ich segne ihre Bemühungen; ich küße die „Hand, die die Ruthe über mich schwang; sie „ärgern also doch niemanden mehr; sie machen „niemanden mehr Langeweile; sie stiften kein „Unheil mehr; sie sind nach wenigen Leiden „eines sanften Todes gestorben und ruhen nun „auf immer in den Armen der Vergeßenheit.“ Was mich dabey allein noch betrübte, war die Bemerkung derselben in dem Auktionskatalog. „O!“ dachte ich dann, „daß du sie nicht „jedesmal, wann sie darin erscheinen, überall „aufkaufen kannst! Daß du es nicht hindern „kannst, daß sie vielleicht in unrechte Hände „kommen! Wenn sie ja noch von solchen gekauft würden, die sich daran auf deine Unkosten ergötzten, so wäre die Sache so schlimm

„eben

„eben nicht. Aber vielleicht werden sie von sol„chen gekauft, die sich einbilden, das Schlechte „sey schön.“ Mit solchen gar zu sehr ins Feine gehenden Trostgründen und Klagen will ich mir hinfort nichts mehr zu schaffen machen; ich will mich an die Unsterblichkeit halten, die Liscovs verdienstvolles Buch auch meinen schlechten Schriften, obgleich ohne sie zu nennen, gewährt, und überhaupt durch Benutzung seiner vortreflichen Schrift auf die ihrem Verfasser gewiß angenehmste Weise meine Dankbarkeit zu erkennen geben.

Mögen meine Gesinnungen diesfalls auch die Eurigen seyn, meine Brüder! Dann werde ich mich für die kleine Mühe, die meine Faust bey dieser Schrift hatte, hinlänglich belohnt achten, und auch diese Beschäftigung dem Menschengeschlechte als eine kleine Riesenoperation zu deßen Heil und Wohlfahrt anrechnen.

Am 1ten August 1793.

Der Verfaßer.

Liscovs
Lob der schlechten Schriftsteller
umgearbeitet
von
einem schlechten Schriftsteller
im Jahr 1793.

Dicam insigne, recens, adhuc indictum ore alio . . . . Zu deutsch: Ich will etwas Auffallendes, Neues, noch nie Gesagtes sagen.

Horatz.

Vorbericht.

Ich finde für nöthig, meinen Lesern gleich anfangs zu sagen, daß sie in meiner Schrift lauter Neues und Unerhörtes finden werden. Ich sage dies mit aller ersinnlichen Bescheidenheit, und hoffe, meine Leser werden durch den Augenschein überführt werden, daß ich nicht zu viel gesagt habe.

Meine Absicht ist, die Ehre der so genannten schlechten Schriftsteller, gegen ihre Lästerer zu retten, und gründlich zu beweisen, daß diese Art von Schriftstellern die **vortreflichste** und ganz **unentbehrlich** sey. Ein wichtiges Unternehmen, das mir, wie ich fürchte, unsägliche Mühe kosten wird.

Nec ſum animi dubius, verbis ea vincere magnum
Quam ſit, et anguſtis hunc addere rebus honorem.

(Denn nicht zweifelt mein Herz, wie, durch Wort' es erzwingen, ein großes
Sey, und niedre Geſchäfte zu ſolcherley Ehren erheben.)

Allein ich kann es unmöglich länger über mich erhalten, eine Klaſſe von Menſchen hülfslos zu laßen, zu der ich ſeit meiner Jugend eine zärtliche Neigung in mir empfunden habe. Mein Herz hat es mir immer zugeſagt, daß ich einſt keine geringe Figur unter den ſchlechten Schriftſtellern machen würde, und dies giebt mir ein unſtreitiges Recht, mich dieſer gedrängten Menſchen anzunehmen, und ſie ſo nachdrücklich, als es mir immer möglich iſt, gegen ihre Verfolger zu vertheidigen. Vor mir hat hieran kein Menſch gedacht, und kenne ich anders die Welt, ſo wird ſich, wenn ich ſtill ſitze und ſchweige, wohl keiner des Schadens Joſephs annehmen.

Man muß, gerne oder ungerne, gestehen, daß es in der Welt ganz verkehrt geht. Wird ein guter Schriftsteller von unverständigen und neidischen Menschen angegriffen, sogleich findet sich ein tapferer Ritter, der für ihn eine Lanze bricht; dem Jammer der schlechten Schriftsteller hingegen sieht man lachend zu; niemand eilt ihnen in ihrer Noth zu Hülfe. Und es ist doch gewiß, daß die schlechten Schriftsteller, eben darum, weil sie es sind, und ihre Verdienste und Vorzüge nicht so in die Augen fallen, einer Vertheidigung eher als andre bedürfen; ein unstreitig guter Schriftsteller hingegen wird durch seine eignen auffallenden Verdienste gegen die Angriffe seiner Neider hinlänglich beschützt, und bedarf also keiner Vertheidigung. Ein **Leßing** würde immer **Leßing** geblieben seyn, wenn man auch dem hamburgischen Wächter des protestantischen Zions kein Wort auf seine Schmähreden — keine Linie auf seine Schmähschriften geantwortet hätte.

Man nimmt sich indeßen der guten Schriftsteller an, und spottet der schlechten, wenn sie verfolgt werden. Ich finde darin keine Billig-

 keit;

keit; aber dies unartige Betragen der Gelehrten befremdet mich doch nicht. Ich kenne ihre Gemächlichkeit, und es kostet unstreitig weit mehr Mühe, Dinge zu beweisen, die nicht den geringsten Schein von Wahrheit haben, als gewiße und offenbare Wahrheiten zu behaupten. Natürlich finden sich also viele, die sich die Mühe geben, die offenbare Unschuld zu vertheidigen; kein einziger hingegen läßt es sich angelegen seyn, die unsichtbare Vortreflichkeit der schlechten Schriftsteller sichtbar zu machen. Jenes ist leicht; dieses ist außerordentlich schwer.

Solls uns denn Wunder nehmen, daß bis auf den heutigen Tag noch niemand zum Beßten der schlechten Schriftsteller die Feder angesetzt hat? Die guten Schriftsteller, die am geschicktesten dazu wären, werden es nie thun. Der Neid läßt es ihnen nicht zu. Nur mit den schlechten verglichen, sind sie gut; ihr eigner Vortheil fordert es also, die schlechten Schriftsteller immer verächtlicher und sich durch deren Erniedrigung groß zu machen. Die schlechten Schriftsteller selbst legen die Hände in den Schooß, und laßen alles über sich ergehen, ohne

einen

einen Laut von sich zu geben. Wer kann ihnen denn helfen? Warum sind sie so träge, ihre eigne Ehre zu retten? Ich sollte nicht denken, daß die Bescheidenheit sie abhielte, den Beweis ihrer Unschuld und ihrer Vorzüge zu führen. Ich gestehe zwar, dieser Beweis ist schwer zu führen, und fordert eine ziemlich dreuste Stirne; allein die schlechten Schriftsteller haben wohl eher verzweifeltere Dinge unternommen, ohne roth zu werden, und Sätze behauptet, die der Vernunft zu trotzen scheinen. Es wäre demnach eine unzeitige Blödigkeit, wenn sie, die so oft die Gränzen der Schaam überschritten, sich schämen wollten, sich gegen ihre Verfolger zu vertheidigen, blos darum, weil es unvernünftig und unmöglich scheint. Wenigstens sind sie, wenn es auf die Ehre eines jeden unter ihnen insbesondere ankömmt, so schüchtern eben nicht. Man kann sich nichts empfindlicheres, rachgierigeres, grimmigeres denken, als einen schlechten Schriftsteller; hartnäckig und unverschämt vertheidigt er die größten und augenscheinlichsten Fehler, die er begieng, und tritt alle Vernunft und Billigkeit mit Füßen. Nur die allgemeine Noth nimmt sich keiner zu Herzen;

zen; soll man dieser sich annehmen, so ist man blöde und verzagt; ein jeder sorgt nur für sich; darum geht es den schlechten Schriftstellern nicht anders als den alten Britten: Dum singuli pugnant, universi vincuntur. (Indem sie einzeln fechten, werden sie insgesamt überwunden.)

Mir geht dieser klägliche Zustand meiner Brüder zu Herzen, und ich wollte, ich weiß nicht wie viel, darum geben, wenn ich dieses Uebel heben könnte. Ich beschwöre zu dem Ende meine Brüder bey den Ohren des Midas, auf eine genauere Verbindung bedacht zu seyn. So lange wir nicht näher zusammentreten, und uns mit vereinigten Kräften unsern Lästerern widersetzen, so werden wir wohl bis ans Ende der Welt in der Verachtung bleiben, in die wir durch unsre eigne Nachläßigkeit bey andern Gelehrten gerathen sind. Es ist unmöglich, daß selbst der schlechteste Schriftsteller eine so offenbare Wahrheit in Zweifel ziehen sollte; dennoch befürchte ich, mein wohlgemeinter Rath werde bey meinen Brüdern keinen Eingang finden. Denn, irre ich mich nicht an den schlechten

Schriftstellern, so stehen der von mir vorgeschlagenen genauern Verbindung fast unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege.

Soll sie vor sich gehen, so muß unter den schlechten Schriftstellern eine größre Einigkeit und Vertraulichkeit herrschen. Wie ist das aber möglich, so lange sie sich einander nicht kennen? Ja wie ist es anzufangen, daß sie mit einander bekannt werden? Die schlechten Schriftsteller sind von jeher die Antipoden der guten gewesen. Da nun, wie Cicero richtig bemerkt, nur ein Weiser beurtheilen kann, ob ein andrer weise sey (statuere, sagt er, quis sit sapiens, vel maxime videtur esse sapientis,) so folgt unwidersprechlich, daß ein schlechter Schriftsteller ganz unfähig sey, seine Brüder zu kennen. Ich gestehe wohl, daß es schlechte Schriftsteller giebt, die oft wohl einsehen, daß dieser oder jener sey, was sie selbst sind; aber dies stößt meinen Schluß nicht um; genug, daß sie überhaupt zu reden, von dem Werthe der ihnen vorkommenden Schriften ganz wunderlich urtheilen und auch selbst diejenigen, die sie für schlechte Schriftsteller halten,

nicht für ihre Brüder erkennen. Denn dies können sie nicht thun, weil sie sich selbst nicht kennen. Nichts ist gut oder schlecht, als in Vergleichung mit einer andern Sache; und die schlechten Schriftsteller sind dem Grade nach, eben so sehr unterschieden, als die guten. Es ist also ganz natürlich, daß jeder schlechte Schriftsteller durch den geringsten Vorzug, den er etwa vor einem andern zu haben meynt, verführt wird, sich selbst unter die guten zu zählen. Der kleine und fast nicht wahrzunehmende Unterschied zum Beyspiele zwischen zween schlechten Dichtern giebt dem nur ein wenig weniger schlechten, wie er glaubt, das Recht, zu denken, er sey etwas, und über einen Menschen zu lachen, der doch wahrhaftig sein Bruder ist. Man kann nicht läugnen, daß er dies mit eben so viel Fug und Recht thun kann, als einer, der einen andern in einer Grube liegen sieht, denken kann, er sey an einem hoch erhabenen Orte, ob er gleich nur auf ebener Erde steht. Und dies ist nicht nur bey schlechten Dichtern der Fall. In allen Fächern denken die schlechten Schriftsteller so. Und doch scheint mir die Natur zwischen den guten und schlechten

Schrift-

Schriftstellern einen eben so merklichen Unterschied gemacht zu haben, als zwischen dem Menschen und den unvernünftigen Thieren.

Pronaque cum ſpectent animalia cetera
terram,
Os homini ſublime dedit, coelumque
tueri
Juſſit, et erectos ad ſidera tollere vultus.

(Vor sich gebogen schaut das Thier nur hin
auf die Erde.
Aber der Mensch hebt das Haupt empor,
schaut edel gen Himmel,
Blickt nach den Gestirnen: So wollt' es der
göttliche Bildner.)

Ein guter Schriftsteller richtet allezeit seine Blicke nach dem Gipfel seiner Wißenschaft oder Kunst. Er bemüht sich, denselben zu ersteigen, und sieht mehr auf diejenigen, die schon höher gestiegen sind, als auf diejenigen, die noch hinter ihm sind. Ein schlechter Schriftsteller hingegen macht es ganz anders. Sein von Natur schwerer Kopf erlaubt ihm nicht, einen Blick

nach

nach den Höhen zu thun, welche die guten Schriftsteller zu erreichen sich bestreben. Er schaut unter sich. Und weil er in den Sümpfen und Abgründen, mit welchen der hohe, steile Berg seiner Wißenschaft oder Kunst umgeben ist, eine unzählige Menge armseliger Geschöpfe erblickt, die unstreitig noch niedriger stehen als er, so ergötzt er sich an diesem Anblicke, und glaubt, er habe den Gipfel seiner Wißenschaft oder Kunst wirklich erstiegen. Es ist also nicht wohl möglich, daß er diejenigen, die er unter sich in den Tiefen wahrnimmt, für seines gleichen halten sollte. Die geringste Kluft, die zwischen ihm und seinem nächsten Nachbar bevestigt ist, kömmt ihm wegen der natürlichen Schwäche seines Gesichts unermeßlich vor, und macht ihn glauben, er sey unendlich über ihn erhaben.

Es verhält sich mit dem steilen Berge der Wißenschaft und Kunst, wie mit der Leibnitzschen Pyramide der möglichen Welten; nach oben zu hat er ein Ende, nach unten zu nicht. Der schlechteste Schriftsteller muß demnach immer noch solche finden, mit denen es noch schlech-

ter bestellt ist, als mit ihm, und mit denen verglichen, er Ursache hat, mit seinem Zustande vergnügt zu seyn. Diese süße Einbildung ist der Grund der Zufriedenheit, die jedem schlechten Schriftsteller sein Leid versüßt; unglücklicher Weise ist sie aber dem gemeinen Wesen der schlechten Schriftsteller nachtheilig, weil dadurch die Bekanntschaft, die Einigkeit und das Vertrauen, das unter den schlechten Schriftstellern herrschen muß, falls sie sich ihrer Feinde erwehren wollen, gehindert und geschwächt wird.

Ich wünsche, daß meine werthen Brüder mit mir erkennen, daß der Unterschied, der sich zwischen den schlechten Schriftstellern findet, nicht wesentlich sey; daß alle, die dem Gipfel ihrer Wißenschaft und Kunst den Rücken zukehren, und in die Tiefe schauen, wie weit sie auch noch von einander entfernt seyn mögen, schlechte Schriftsteller und unter einander Brüder sind; daß die sich losreißenden Steine, die von dem steilen Berge der von den guten Schriftstellern angestrebten Wißenschaft oder Kunst während ihres Hinanklimmens zu deßen sonnigtem Gipfel herabfallen, diejenigen schlechten Schrift-

steller, die ihnen die nächsten sind, eben sowohl, ja noch eher treffen, als diejenigen, die noch weiter entfernt sind, und daß also jeder schlechte Schriftsteller verbunden ist, sich seines Bruders, und wäre er auch hundertmal schlechter als er, anzunehmen. Dann würde es um unsre Sache beßer stehen; wir würden auf die allgemeine Sicherheit mit größerm Ernst bedacht seyn, und mit vereinigten Kräften unsern Feinden die Spitze bieten. Nichts als unsre Zaghaftigkeit und heuchlerische Verstellung hat unsre Feinde bis dahin muthig gemacht. Noch hat keiner vor mir das Herz gehabt, ungescheut zu bekennen, er wäre ein schlechter Schriftsteller, sondern alle meine Brüder, von dem vornehmsten an bis auf den geringsten, haben allezeit, so oft sie angegriffen wurden, hoch betheuert, sie wären gute Schriftsteller; sie sind so niederträchtig gewesen, die Grundsätze der guten Schriftsteller, gegen die sie in allen Linien ihrer Schriften offenbar gehandelt haben, wider ihr Gewißen, als wahr gelten zu laßen, und es ist also kein Wunder, daß man sie so leicht zu Boden geschlagen.

Ich schäme mich, so oft ich daran gedenke, und hoffe, meine Brüder werden, durch mein Beyspiel aufgemuntert, endlich auf andre Gedanken kommen. Es ist einmal Zeit, daß wir die Larve abziehen, und uns in unsrer natürlichen Gestalt zeigen. Wozu nützt die Verstellung? Warum wollen wir uns durch eine unmögliche Bemäntelung unsrer Schwachheiten, und durch eine schändliche Heucheley bey unsern Widersachern noch verächtlicher machen? Unser Zustand ist Gottlob noch nicht so verzweifelt, daß wir Ursache haben sollten, mit den unglücklichen Trojanern zu sagen:

Mutemus clypeos, Danaumque insignia nobis
Aptemus . . .

(Laßt uns die Schilde vertauschen, und tragen das Wapen des Feindes!)

Was haben wir zu fürchten? Sind wir nicht eben so streitbar als unsre Feinde? Sind wir ihnen nicht an Anzahl weit überlegen?

Vix hostem alterni, si congrediamur, habemus.

(Immer die Hälfte von uns kann ruhn, wenn wir handgemein werden.)

Ich habe neulich nur so ungefähr einen Ueberschlag gemacht, und gefunden, daß wir wenigstens drey Viertheile der gelehrten Welt ausmachen. Wollte man genau rechnen, so würde noch mehr herauskommen. Ich scheue mich also im geringsten nicht, den guten Schriftstellern hiermit öffentlich den Krieg anzukündigen, und meine verfolgten Brüder gegen sie zu vertheidigen. Ich werde ihnen nicht heucheln, sondern getrost die Wahrheit sagen. Ich werde die Vortreflichkeit der schlechten Schriftsteller in ein so helles Licht setzen, daß sich hinfort, wie ich glaube, niemand wird gelüsten laßen, diese theuren Männer zu beschimpfen. Und die guten Schriftsteller werden, wenn sie sich nicht selbst muthwillig verblenden wollen, durch meine Schrift überzeugt werden, daß nicht wir, sondern sie des rechten Weges verfehlen, und daß es eine Thorheit ist, mit unsäglicher Mühe

auf

auf dem rauhen Gipfel eines unfruchtbaren Berges dasjenige Vergnügen zu suchen, das wir in den anmuthigen Thälern und stillen Tiefen, wo wir unsre Wohnung aufgeschlagen haben, ohne alle Arbeit genießen.

Die guten Schriftsteller haben die Gewohnheit, eine richtige und vollständige Erklärung oder Beschreibung von derjenigen Sache zu geben, die sie abhandeln wollen, und aus dieser Beschreibung oder Erklärung die Schlüsse herzuleiten, die zu ihrem Zwecke dienlich sind. Sie wißen sich recht groß mit diesem Verfahren, weil sie glauben, daß damit alle Zweydeutigkeit am besten vermieden werde, und ihre Schriften denjenigen Grad von Vollkommenheit erlangen, den sie haben müßen, wenn man sie loben soll.

Ich kann ihnen diese angenehme Einbildung wohl gönnen; aber ich glaube, ihr eigen Gewißen wird ihnen sagen, daß ihre Art zu schreiben höchst mühsam ist, und sie nicht nur vieler Freyheiten beraubt, sondern ihnen auch

manche zur Zeit der Anfechtung unentbehrliche Ausflucht abschneidet. Meine vortreflichen Brüder wenigstens haben es von jeher für eine unerträgliche Last und schändliche Sklaverey gehalten, daß ein Schriftsteller allemal verbunden seyn sollte, seinen Lesern bestimmt zu sagen, was er wollte; ich hätte also, wenn ich auf meinem Rechte bestehen wollte, völlige Freyheit, nicht zu sagen, was ich unter einem schlechten Schriftsteller verstehe. Allein weil ich besorgen muß, daß unsre Widersacher daher Anlaß nehmen mögten, meine Schrift, ihrer Gründlichkeit und Vortreflichkeit ungeachtet, bey der Welt in den übeln Ruf der Verworrenheit zu bringen, so will ich mich diesmal, doch ohne Folge für die Zukunft, als wogegen ich mich feyerlich verwahre und mir alle Rechtsvortheile vorbehalte, meines Rechts begeben, und eine Erklärung von einem schlechten Schriftsteller zum Grunde meiner Abhandlung legen, mit welcher alle Welt zufrieden seyn wird. Ich bitte aber meine Brüder um Vergebung, daß ich dem löblichen Herkommen, das bey uns so viel als ein Gesetz gilt, entgegenhandle. Sie können glauben, daß ich mich,

blos zu ihrem Beßten, so tief herablaße, und ich verspreche heilig, in andern Fällen so zu handeln, wie es einem schlechten Schriftsteller von Rechts und Gewohnheits wegen zukömmt. Ich schreite nun ohne Weitläuftigkeit zur Sache selbst.

Wer unter die guten Schriftsteller gerechnet seyn will, der muß mit **Vernunft, Ordnung, Geschmack** und **Geist** schreiben. In weßen Schriften also weder **Vernunft**, noch **Ordnung**, noch **Geschmack**, noch **Geist** anzutreffen ist, der ist ein schlechter Schriftsteller.

Ich glaube nicht, daß jemand an dieser Erklärung etwas auszusetzen haben wird; sie muß nothwendig allen meinen Lesern gefallen, und mich in ihren Augen zu einem Wunder machen, weil ich ehrlich genug bin, um unscheut zu bekennen, was meine Brüder bis dahin so mühsam zu verbergen gesucht haben. Zwar sehe ich vorher, daß unsre Verfolger über meine Aufrichtigkeit lachen, und sich einbilden werden, es sey unmöglich, nach einem so offen-

her-

herzigen Bekenntnisse das geringste zur Vertheidigung der schlechten Schriftsteller zu sagen. Allein ich bin auch versichert, daß ihnen die Lust zu lachen wohl vergehen wird, wenn ich ihnen deutlich beweisen werde, daß eben diese Mängel, welche sie den schlechten Schriftstellern vorwerfen und die ich nicht zu läugnen begehre, meine Brüder, und mich vortreflich und unentbehrlich machen. Dieser Beweis wird ihnen durch die Seele gehen, und ihrem Spotten und Lästern ein Ende machen. Zu dem Ende nehme ich alles, was sie uns, auch in der größten Hitze ihres Eifers vorwerfen können, als wahr und ausgemacht an.

I.

Ich bekenne aufrichtig, daß die schlechten Schriftsteller **ohne Vernunft** schreiben. Dies ist das große Gebrechen, das uns in den Augen unsrer Feinde so lächerlich und verächtlich macht. Aber gerade das Geschrey, das die Verächter schlechter Schriften darüber erregen, daß ihre Verfaßer die Vernunft nicht gebrauchen, beweist die Unbilligkeit deßelben. Ich bitte meine Leser, unpartheyisch zu urtheilen, ob

es billig sey, uns schlechte Schriftsteller um eines Fehlers willen auszuhöhnen, den wir nicht nur mit unsern Feinden, sondern sogar mit dem ganzen Menschengeschlechte gemein haben. Lassen sich wohl die Menschen in ihren Handlungen von der Vernunft regieren? Folgen sie nicht vielmehr den thörigten Begierden ihres Herzens? Sie wollen glücklich seyn, sie wollen vergnügt und lange leben, sie wißen auch wohl, wie sie es anfangen müßen, wenn sie diesen Zweck erreichen wollen; dennoch machen sie sich selbst unglücklich, verkürzen ihr Leben, und sind sich selbst die fruchtbarste Quelle alles Misvergnügens, das ihnen das Leben sauer macht. Man kann also ohne Verletzung der Wahrheit sagen, daß die Menschen ihre Vernunft nicht gebrauchen. Die Thorheiten, die Eitelkeiten, die Laster und der Aberglaube, worin man das Menschengeschlecht versunken sieht, beweisen diesen Satz hinlänglich. Die Schriften der Geschichtschreiber, Dichter und Philosophen sind voll von Klagen über dieses Verderben; und man hat schon lange die Bemerkung gemacht, daß man, um vernünftig zu handeln, gerade das Gegentheil deßen thun müße, was der

größte

größte Haufe thut. Es hat damit seine Richtigkeit; allein es haben sich doch zu allen Zeiten nur wenige gefunden, die Lust gehabt hätten, diesem Rath zu folgen. Ich wundre mich eben nicht darüber; denn es gehört dazu ein Eigensinn, der nicht jedermanns Sache ist. Man muß sehr wunderlich seyn, und eine unerträgliche Einbildung von sich selbst haben, wenn man sich der ganzen Welt entgegen setzen, und sich bereden will, man sey alleine klug und der übrige Theil des menschlichen Geschlechts rase.

Wie kann man es also den schlechten Schriftstellern verdenken, daß sie ihre Vernunft nicht gebrauchen? Sie können es nicht thun, ohne die Ehrerbietung zu verletzen, die man dem größten Haufen schuldig ist. Ich wollte nichts sagen, wenn die Vernunft im menschlichen Leben unentbehrlich wäre; aber so sehe ich nicht, wozu sie nützt.

Es ist allbekannt, daß die Weisheit, wodurch die Welt regiert wird, sehr gering ist. Parva est sapientia, qua regitur mundus. Es kömmt alles auf die Vorsehung an. Wir

 sehen,

sehen, daß die klügsten Anschläge oft vereitelt werden, unvernünftige hingegen einen guten Fortgang haben; zum deutlichen Beweise, daß es wahr sey, was der Prediger sagt: Zum Laufen hilft nicht schnell seyn, zum Streit hilft nicht stark seyn, zur Nahrung hilft nicht geschickt seyn, zum Reichthum hilft nicht klug seyn; daß einer angenehm sey, hilft nicht daß er ein Ding wohl könne; sondern alles liegt an der Zeit und dem Glücke. Daher es auch zum Sprüchworte geworden ist, was Gellert sagt:

Für Jürgen ist mir gar nicht bange;
Er kömmt durch seine Dummheit fort.

Und die Gelehrten bringen einander oft den virgilschen Vers in den Sinn:

Mopso Nisa datur; quid non speremus amantes?
(Mopsus bekömmt die Nisa! Was dürfen nicht Liebende hoffen?)

Die tägliche Erfahrung kann auch jeden überzeugen, daß selbst die wichtigsten Geschäfte

in

in der menschlichen Gesellschaft ohne Vernunft verrichtet werden können. Salomo sagt: Daß der Unverstand unter den Gewaltigen sehr gemein sey; und von ihren vornehmsten Bedienten spricht ein heidnischer Dichter

Rarus .... ferme sensus communis in illa Fortuna.

(Selten beynah ist gesunder Verstand in dieser Klaße ....)

Unstreitig hat diese Regel ihre Ausnahme; aber so viel ist doch gewiß, daß nicht allemal die Klügsten am Ruder sitzen. Wir sind wohl so gut und glauben es. Ihre Gewalt, ihre Uniformen, Ordensbänder, Sterne, Equipagen, vor Zeiten auch, und noch itzt hie und da, ihre Peruken, die Schildwachen vor ihren Hotels, die Läufer vor ihren Wagen, und überdem auch die ernsthaften und gravitätischen Geberden, wodurch sie sich ein Ansehen geben, prägen uns eine besondere Ehrerbietung ein, und verführen uns, sie für weise zu halten. Sollten wir aber diese Herren genauer kennen, so

würden wir inne werden, daß ihre Klugheit an dem glücklichen Ausgang ihrer friedlichen und kriegrischen Verrichtungen den geringsten Antheil habe und derselbe großen Theils dem Glücke zuzuschreiben sey. Es gereicht dieses den großen und kleinen Großen dieser Welt so wenig zur Schande, daß man vielmehr daraus ihre frommen Gesinnungen kennen lernen, und es als den einzigen Beweis ihres Christenthums ansehen kann. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist es auch unstreitig **respektabel**, daß eine ansehnliche deutsche Reichsstadt, wie ich höre, schon seit mehrern Jahren die Stelle eines Lehrers der Vernunft beständig unbesetzt läßt, weil sie sich vermuthlich mit mir überzeugt hält, daß die Vernunft keineswegs so nöthig in der menschlichen Gesellschaft sey, daß es sich verlohnte, einen eignen Lehrer der Vernunft in ihrem Staate zu besolden.

Können nun die Regenten in Kriegs- und Friedenszeiten ihr Amt ohne Vernunft mit Ruhm führen, so können es die **Gottesgelehrten** noch weit füglicher thun, weil sie berufen sind, durch eine thörigte Predigt die

Welt

Welt selig zu machen; sie haben mit Geheimnißen zu thun, in die sich die Vernunft nicht mischen muß, und lehren einen Glauben, vor dem die Vernunft den Finger auf den Mund zu legen verbunden ist. Die Rechtsgelehrten und Sachwalter gründen sich auf willkührliche Gesetze und eine oft höchst unvernünftige Observanz, die sie legem consuetudinariam heißen; sie bedürfen also der Vernunft so wenig, als die Aerzte, die es in ihrer Kunst gemeiniglich auf eine zweifelhafte Erfahrung und auf ein ungewißes Glück ankommen laßen, den Puls befühlen, Rezepte verschreiben und zufrieden sind, wenn sie ihre Patienten canonicamente e con tutti gli ordini (kunstmäßig und in beßter Form) zur Ruhe bringen. Die **Philosophen** scheinen der Vernunft mehr benöthigt zu seyn. Allein sie haben sich, ohne Nachtheil ihrer Ehre, derselben doch jederzeit wenig bedienet. **Cicero** sagte schon zu seiner Zeit, es sey keine Thorheit zu erdenken, die nicht schon von irgend einem Philosophen behauptet worden wäre. Nescio, sagt er, quomodo nihil tam absurde dici potest, quod non dicatur ab aliquo philosophorum. Und

heutiges Tages, da uns Kant mit einer Kritik der Vernunft, mit einer Kritik der Urtheilskraft, mit einer Grundlegung der Metaphysik der Sitten und Herr Fichte so gar noch obendrein mit einer Kritik aller Offenbarung beschenkt hat, auch überdies die kantsche Philosophie von ihren Schülern und Gegnern von allen Seiten beleuchtet wird, so müßte einer in der That ein großer Narr seyn, wenn er ohne Noth seine Vernunft, die er auf seine alten Tage noch braucht, abnutzen wollte. Hat er nur so viel Gedächtnis, daß er die Kunstwörter der Kantschen Philosophie, wofür eigne Wörterbücher vorhanden sind, auswendig lernen kann, und weiß er sie nur gelegentlich auszuspielen, ohne daß es auffält, daß er ihren Sinn nicht versteht, so ist er, wenn er ja nöthig hat, andre glauben zu machen, er sey auch ein Philosoph, geborgen.

Da man nun ohne Vernunft ganze Völker regieren, Länder erobern, Schlachten gewinnen, Seelen bekehren, Rechtshändel führen und entscheiden, Rezepte verschreiben, und so gar ein Philosoph seyn kann, so mögte ich wohl wißen,

warum

warum es nicht erlaubt seyn sollte, ohne Vernunft ein Buch zu schreiben? Es wäre sonderbar, wenn die Vernunft zu einer Sache von so weniger Wichtigkeit unentbehrlich seyn sollte, da man doch ohne dieselbe die größten Thaten verrichten kann. Ich glaube es nicht, und halte es für eine himmelschreyende Unbilligkeit, daß man uns schlechten Schriftstellern eine Last auflegen will, die niemand mit einem Finger zu berühren Lust hat.

Wenn unsre Feinde es redlich mit der Vernunft meinten, so würden sie, ohne Unterschied wider alle diejenigen eifern, welche sich durch ihre Thaten als Verächter der Vernunft beweisen und nicht blos uns arme Leute aus der unzähligen Menge dieser Verächter herausheben, um über uns ihren Unwillen in vollen Strömen auszugießen. Allein so hat alle Welt die Freyheit, die Vernunft so gering zu achten, als es ihr beliebt. Nur uns will man dies Recht nicht zugestehen. Unvernünftige Thaten läßt man ungeahndet hingehen; aber eine unvernünftige Schrift zu machen, ist eine unverzeihliche Mißethat. Auf eine solche Schrift sind

alle Pfeile der guten Schriftsteller gerichtet, die sich doch sonst, wie die Erfahrung lehrt, eben kein Gewißen machen, die Vernunft, für deren Ehre sie eifern, in ihrem Leben und Wandel sehr gröblich zu verletzen. Wenn dies nicht heißt: Mücken seigen und Kameele verschlucken, so weiß ich es nicht.

Wir haben indeßen nicht Ursache, uns über diese Unbilligkeit zu betrüben. Denn eben dies widersinnige Betragen unserer Feinde muß zu unserer Rechtfertigung dienen. Einmal geben sie damit zu erkennen, daß es nicht allemal nöthig ist, seine Vernunft zu gebrauchen, und können also unmöglich eine gute Ursache anführen, warum sie es von uns als eine unumgängliche Nothwendigkeit fordern. Und dann kann man daraus, daß sie zu Thorheiten andrer Art stillschweigen, und gelegentlich auch Theil daran nehmen, deutlich sehen, daß ihr eigen Gewißen ihnen sagt, wie schädlich es sey, der Vernunft in allen Stücken zu folgen.

Wer das Unglück hat, ein so dienstbares Geschöpf zu seyn, beraubt sich selbst alles Vergnü-

gnügens, das ein Mensch hier auf Erden genießen kann. Denn die tiefe Einsicht, die er durch einen unmäßigen Gebrauch seiner Vernunft in den wahren Werth aller irdischen Dinge bekömmt, benimmt ihm gewiße Vorurtheile, ohne welche man nicht glücklich seyn kann. Ein Mensch, der voller Vorurtheile ist, hat, wie Montaigne sagt, un merveilleux avancement vers la tranquillité, oder einen großen Vorsprung zur Gemüthsruhe. Wir sehen deswegen auch, daß der Pöbel, der sich begnügt, alles oberflächlich anzusehen, mit dem gemeinen Lauf der Welt zufrieden ist, und die Mühseligkeiten des menschlichen Lebens, worüber die Vernünftler so herzbrechend seufzen, kaum empfinden. Zu dieser glücklichen Zufriedenheit kann ein Mensch, der seiner Vernunft Gehör giebt, nicht gelangen. Die Eitelkeiten und Thorheiten der Welt müßen ihm nothwendig Verdruß und Eckel erwecken. Alle Ehre, aller Vortheil und alles Vergnügen, das die Welt geben kann, ist in seinen Augen zu verächtlich, als daß er darnach trachten sollte. Er spricht: Die Welt vergeht mit ihrer Lust. Die ganze Ordnung der Natur ist ihm zuwider. Er

tadelt

tadelt sie und zweifelt, ob die Natur mütterlich oder als eine Stiefmutter mit uns gehandelt, parens melior homini, an tristior noverca fuerit, wie **Plinius** sagt. Ja seine Schwermuth und Verzweiflung steigt zuweilen so hoch, daß er behauptet: Das Beßte sey, gar nicht gebohren zu werden, oder doch bald wieder zu sterben. Multi extitere, sagt derselbe **Plinius**, qui non nasci optimum censerent, aut quam ocyssime aboleri.

Alle diese traurigen Gedanken kommen von dem Gebrauch der Vernunft her. Wie kann aber mit solchen Einfällen die Glückseligkeit bestehen, nach der doch alle Menschen streben? Mir deucht, wen ein glücklicher Mangel an Nachdenken vor solchen schwermüthigen Grillen sichert, der hat nicht Ursache, Leute zu beneiden, die mit einer so verdrießlichen Weisheit begabt sind.

Ich wenigstens verlange nicht an ihrer Stelle zu seyn, wie viel Rühmens sie auch immer von ihrer Glückseligkeit machen mögen. Denn das Mittel, wodurch sie glücklich werden

wollen,

wollen, ist im höchsten Grade lächerlich. Sie sagen, man könne nicht füglicher und eher zur Gemüthsruhe oder zu einer beständigen Glückseligkeit gelangen, als wenn man sich bemühe, seine Begierden einzuschränken, und zu dämpfen. Aber kömmt dieser Vorschlag wohl viel klüger heraus, als wenn ich einem, der Kopfschmerzen hat, rathen wollte, sich den Kopf abschlagen zu laßen? Und könnte man wohl beßer von der Schädlichkeit der Vernunft überführt werden, als wenn man sieht, was für desperate Lehren sie giebt?

Ich bitte meine Leser, sich mit mir das Elend und die Verwirrung vorzustellen, die nothwendig erfolgen würde, wenn die Begierden gedämpft wären, und die Vernunft freye Hände hätte. Das ganze Menschengeschlecht würde dadurch in eine Art von Schlafsucht gerathen. Freylich unterbliebe alsdann viel Böses; es würde aber auch wenig Gutes ausgerichtet werden, weil man gar nichts thun würde. „Si la raison dominait sur la terre, gesteht „selbst Fontenelle, einer unsrer ärgsten Feinde, „il ne s'y passerait rien. On dit que les

„Pilotes craignent au dernier point ces „mers pacifiques, ou l'on ne peut naviger, „et qu' ils veulent du vent, au hazard „d'avoir des tempêtes. Les passions sont „chez les hommes les vents qui sont ne- „cessaires, pour mettre tout en mouvement, „quoiqu'ils causent souvent des orages.“ (Wenn die Vernunft auf Erden herrschte, so würde nichts vorfallen. Man sagt, daß die Schiffer jene stillen Meere außerordentlich scheuen, wo man nicht weiter kömmt, und daß sie Wind verlangen, auf die Gefahr, Orkane zu bekommen. Die Leidenschaften sind bey den Menschen die Winde, die alles in Bewegung setzen müßen, ob sie gleich oft Stürme verursachen.)

Der Endzweck aller menschlichen Handlungen ist Ehre, Vortheil und Lust. Wenn der Mensch ohne Ehrgeiz, Habsucht und Wollust wäre, so würde er stille sitzen und die Hände in den Schooß legen. Ich begreife also nicht, wie es möglich ist, daß kluge Leute sich so große Vortheile von dem Siege der Vernunft über die Leidenschaften versprechen können, da es doch

so offenbar ist, daß ohne die Affekten nicht eine tugendhafte, nicht eine große That geschehen würde. **Montaigne** nennt sie mit Recht „des piquures et sollicitations acheminants „l'ame aux actions vertueuses," (Stacheln und Antriebe, die die Seele zu tugendhaften Handlungen spornen), und er scheut sich nicht zu behaupten, daß eben die Unordnung, welche die Affekten in unserm Verstande anrichten, uns tugendhaft mache. „Par la dislocation, sagt „er, que les passions apportent à nostre rai„son, nous devenons vertueux."

Ich möchte wohl wißen, ob sich, wenn die Begierde nach Ehre und Reichthum von der Vernunft unterdrückt und gänzlich aus der Menschen Herzen ausgerottet wäre, wohl jemand finden würde, der Lust hätte, für das Beßte des Staats und der Kirche zu wachen? Ob wohl jemand so treuherzig seyn würde, daß er sein Leben für das Vaterland wagte? Ja, ob wohl, welches zur Beschämung unserer Feinde das meiste thut, die guten Schriftsteller sich die Mühe geben würden, die Welt durch ihre herrlichen Schriften zu erbauen? Ich glaube es

 nicht,

nicht, und bin, was die guten Schriftsteller insbesondere betrift, vest überzeugt, daß sie, wenn nicht die ansehnlichen Honorare ihrer Herren Verleger und die Hofnung des Lobes sie zum Schreiben reizten, Zahnstocher aus ihren Federn machen, und wir nimmermehr das Vergnügen haben würden, eine Linie von ihnen zu lesen.

Und dennoch schämen sich diese Leute nicht, von uns zu verlangen, daß wir die Vernunft gebrauchen sollen, die sie selbst, so oft sie schreiben, aus den Augen setzen, die alle Tugend aufhebt, allen muthigen und zum Heil des Staats und der Kirche nöthigen Unternehmungen entgegenarbeitet, und so schädlich ist, daß man ohne Gefahr, zu irren, sagen kann, sie würde, wenn sie ja noch über die Affekten siegen sollte, die allergefährlichste Veränderung, die je in der Welt geschehen, verursachen, und das unterste zu oberst kehren. Denn wenn die Menschen sich nicht mehr von ihren Affekten regieren ließen, sondern blos der Vernunft folgten, so wäre es um die Thorheiten geschehen, denen wir einzig und allein unsre Verfaßungen und guten Ordnungen zu danken haben. So bald

ein jeder ungezwungen thut, was er zu thun schuldig ist, und freywillig, wie es die Vernunft erfordert, die Regeln der Gerechtigkeit, der Ehrbarkeit und des Wohlstandes beobachtet, bedarf es keiner Strafen, keiner Belohnungen, keiner Ermahnungen mehr, folglich fällt alsdann der Regenten- und Predigerstand gänzlich weg. Ein allgemeiner und immerwährender Gebrauch der Vernunft führt einen beständigen Frieden mit sich, und schließt allen Krieg, allen Streit und alle Uneinigkeit aus; dadurch werden also die Soldaten, die Richter, die Sachwalter mit einem Mal überflüßig und verlieren allen Verdienst. Hört die Begierde nach Reichthum auf, so liegt aller Handel und Wandel. Und wie viele Menschen sind in der Welt, die sich blos von der Wollust, dem thörigten Hochmuth und der Eitelkeit andrer nähren! Alle diese ehrlichen Leute würden an den Bettelstab kommen, wenn das menschliche Geschlecht klug werden und der Vernunft zu folgen anfangen sollte.

Mir deucht, hieraus erhellt deutlich, daß das gemeine Wesen bey dem Gebrauch der Ver-

nunft nicht bestehen könne, und daß eine gänzliche Dämpfung der Leidenschaften und Ablegung der Thorheit den Unterschied zwischen Obrigkeit und Untergeordneten aufhebe, und alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu Grunde richte. Was soll man also von Leuten denken, die so stark auf den Gebrauch der Vernunft dringen? Läßt es doch nicht anders, als wenn diese Lobredner der Vernunft französische Demokraten, parisische Unbehosete, wären, die alle gute Ordnung, alle bürgerliche Verfaßung untergraben und über den Haufen werfen wollten? Ja sie würden uns gewis in kurzer Zeit zu vollständigen Hottentotten machen, wenn man ihnen Gehör geben würde.

Ich sage dies gar nicht, in der Absicht, um unsre Feinde, die guten Schriftsteller, in übeln Ruf zu bringen, oder gar den Reichsfiscal gegen sie, als gegen Leute, die Freyheit und Gleichheit und eine revolutionäre Gewalt in Deutschland einführen mögten, zu excitiren. Was für Blößen sie mir auch geben mögen, so sey es doch ferne von mir, daß ich sie, zur Zeit eines Reichskriegs gegen politische Meynun-

mungen, da die Regierungen ohne das ungewöhnlich schwürig und wachsam sind, als gefährliche und dem gemeinen Wesen schädliche Leute vorstellen, und eine so grausame Rache an ihnen nehmen sollte. Ich traue ihnen zu, daß sie so böse Absichten nicht haben und glaube, daß sie vor den entsetzlichen Folgen ihrer Lehre selbst erschrecken. Sie würden wahrlich am allerwenigsten ihre Rechnung dabey finden, wenn wir uns entschließen sollten, unsre Thorheiten abzulegen und Hottentotten zu werden. Denn die Hottentotten schreiben nicht und lesen auch keine Bücher, sie mögen so gut geschrieben seyn, als sie wollen; Herr Göschen setzt keinen Schillerschen Almanach, Herr Vieweg keine deutsche Monatschrift, Herr Bohn keine allgemeine deutsche Bibliothek und die Expedition der Literaturzeitung in Jena kein Exemplar ihrer Anzeigen daselbst ab. Man könnte also den guten Schriftstellern keinen ärgern Poßen thun, als wenn man, wie sie es haben wollen, die Vernunft aufs höchste triebe. Ich glaube indeßen nicht, daß sie dies Unglück jemals erleben werden; denn man sage von dem menschlichen Geschlechte was man wolle, ich habe eine viel

zu gute Meynung von demselben, als daß ich glauben sollte, es werde so einfältig seyn, und sich entschließen, klug zu werden, und die Thorheiten abzulegen, bey denen es sich immer so wohl befunden hat. Wenn demnach die Absichten der guten Schriftsteller auch wirklich so böse wären, als ich nicht denken will, so hätte man doch keine Ursache dagegen zu eifern, weil nicht zu besorgen steht, daß die Welt ihrem verführerischen Geschwätze Gehör geben werde.

Meine Widersacher können sich also versichert halten, daß alles, was ich bis dahin gegen sie geschrieben habe, ganz und gar nicht auf ihre Verunglimpfung ziele. Ich bin zufrieden, wenn meine Leser nur erkennen, daß die Vernunft schädlich sey. Ich habe dies, deucht mir, sonnenklar gezeiget, und getraue mir, es gegen unsre Feinde zu behaupten, wenn ich auch so gefällig seyn wollte, zuzugeben, daß die bürgerliche Gesellschaft durch einen unmäßigen Gebrauch der Vernunft nicht eben aufgehoben würde. Denn es bleibt doch allemal gewiß, daß die Vernunft eine Eigenschaft ist, die einen Menschen sehr ungeschickt macht, ein Glied

der

der bürgerlichen Gesellschaft und der Kirche zu seyn.

Ein **Bürger muß gehorchen** und ein **Glied der Kirche muß glauben.** Wer seiner Vernunft nachhängt, taugt zu beydem nicht. „Gens qui jugent, sagt **Montaigne,** „et contre rolent leurs juges, ne s'y sou-„mettent jamais deuement. Combien et „aux loix de la religion et aux loix politi-„ques, se trouvent plus dociles et aisés à „mener les esprits simples et incurieux que „ces esprits surveillans et pedagogues des „causes divines et humaines.“ (Leute, die urtheilen, und ihre Richter kritisiren, unterwerfen sich nie so, wie sie es schuldig wären. Wie gelehriger und folgsamer gegen die kirchlichen und bürgerlichen Gesetze, wie lenksamer sind die schlichten und neugierlosen Köpfe, als hingegen jene immer wachsamen Geister, die alle göttlichen und menschlichen Dinge meistern wollen!) Wie viel Böses kann also die Vernunft im Staat und in der Kirche stiften! Wer über die Befehle der Obrigkeit grübelt, und sie vor den Richterstuhl seiner Vernunft

stellt, muß sie nothwendig schlecht beobachten, wenn sie ihm unvernünftig scheinen. Daher entsteht dann ein Ungehorsam und eine Widerspenstigkeit gegen die Obrigkeit, die endlich zu einer offenbaren Revolution und Rebellion ausschlagen, und einen ganzen Staat umkehren kann. Man kann also sagen, daß die Vernunft die einzige Quelle aller Rebellion sey, und noch ist kein Rebell gewesen, der nicht seinen Aufstand damit zu beschönigen gesucht hätte, daß er behauptere, die Befehle seiner Obern wären ungerecht, und folglich unvernünftig.

Wer sich ferner zu klug dünkt, seinen geistlichen Führern blindlings zu folgen, taugt gar nicht für eine rechtgläubige Kirche; er geräth auf Abwege, und zuletzt in das abscheuliche Laster der Ketzerey. Und gesetzt auch, es kömmt nicht so weit mit ihm, so ist doch der geringste Widerspruch einem Geistlichen, der über der alten allein reinen Lehre wacht und dafür eifert, allemal verdrießlich; denn da diese ehrwürdigen Personen von der Wahrheit ihrer Lehren und der Aufrichtigkeit und Unschuld ihrer Absichten überzeugt sind, so

muß

muß es sie nothwendig schmerzen, wenn man sie mit vernünftigen Einwürfen ängstigt, und alles, was sie sagen, meistert; und eben das thun die Vernünftler. Wie übel würden also unsre Lehrer nicht dran seyn, wenn alle ihre Zuhörer ihrer Vernunft zu vielen Willen ließen! Sie würden mit Furcht und Zittern die Kanzel betreten und ihr Amt mit Seufzen thun; welches uns doch nicht gut ist.

Nicht allein aber eine rechtgläubige Geistlichkeit würde bey einem allgemeinen Gebrauch der Vernunft übel fahren; sondern es würden auch andre Profeßionen ihre Rechnung nicht dabey finden. Man bedenke nur zum Beyspiele, ob die Richter und Sachwalter wohl das liebe Brod haben würden, wenn die Menschen ihre Vernunft immer zu Rathe zögen? Ein jeder würde lieber einen geringen Schaden leiden, und sich mit seinem Widersacher in der Güte vertragen, als sich in einen langwierigen Prozeß einlaßen, der, wie die Erfahrung lehrt, allemal zum Verderben beyder Partheyen gereicht. Und wären die Leute klug, so würden auch die Aerzte schmal beißen müßen.

Si tout le monde avait l'esprit de se conduire,
Remede et Medecin serait peu de saison.

(Verstünde jedermann sich zu regieren,
Was würde dann die Fakultät verlieren!)

Ein Kranker würde seine Natur walten laßen und mit Herrn von Fresny sprechen: „Quand „un malade laisse tout faire à la nature, il „hazarde beaucoup; quand il laisse tout „faire aux medecins, il hazarde beaucoup „aussi; mais hazard pour hazard, j'aimerais „mieux me confier à la nature; car au „moins on est sûr qu'elle agit de bonne foi, „comme elle peut et qu'elle ne trouve pas „son compte, à faire durer les maladies.“ (Wenn ein Kranker alles der Natur überläßt, so wagt er viel; überläßt er sich ganz den Aerzten, wagt er auch viel; aber wenn doch ja gewagt seyn muß, so wollte ich mich immer lieber der Natur vertrauen; denn wenigstens ist man sicher, daß sie ehrlich thut, was sie kann, und ihre Rechnung nicht dabey findet, die Krankheit lange dauern zu laßen.) Diese Gedanken sind vernünftig; das ist nicht zu läugnen; aber würden nicht

nicht die Aerzte, wenn alle Leute so dächten, ihren Patienten, die sie vorangeschickt, in kurzer Zeit vor Hunger in jene Welt folgen müßen?

Ich überlaße es meinen Lesern, nachzudenken, was für Vortheile andre Handthierungen, die ich hier, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, mit Stillschweigen übergehe, von dem Gebrauch der Vernunft zu hoffen haben, und darf nun unsre Verfolger fragen, ob der Mangel der Vernunft, den sie in unsern Schriften wahrnehmen, ein solcher Hauptmangel sey, daß wir deswegen verdienten, ausgezischt zu werden, und ob es nicht vielmehr an uns zu loben sey, daß wir eine Kraft der Seele, die im gemeinen Leben nichts nützt, in dem Staate und in der Kirche so viel Unheil stiftet, und alle guten Ordnungen und Verfassungen aufhebt, so viel an uns ist, zu unterdrücken bemüht sind? Läßt es ihnen ihre Hartnäckigkeit und eingebildete Weisheit nicht zu, diese Frage so zu beantworten, wie es die Wichtigkeit der Gründe, mit welchen ich das Verfahren meiner Brüder gerechtfertigt habe, zu erfordern scheint, so hoffe ich doch, sie werden sich eines beßern besinnen, wenn ich

ihnen

ihnen vorstelle, daß wir schlechten Schriftsteller, wenn man unsre Schriften genau ansieht, nichts weiter thun, als daß wir dem guten Rathe in aller Einfalt folgen, den einige der guten Schriftsteller, schon vor langer Zeit, der Welt gegeben haben.

Einer der beßten Schriftsteller, den ich schon öfters angeführt habe, sagt ausdrücklich: „Die Vernunft selbst verlange, daß man den „menschlichen Verstand so kurz wie möglich „halte. On a raison de donner à l'ésprit „humain les bannieres les plus contraintes „qu'on peut.“ (Man thut wohl, dem menschlichen Geiste so enge Gränzen wie möglich zu setzen.) Er will, daß man dies auch in Ansehung der Wißenschaften, und folglich auch der Schriften, in welchen man die Wißenschaften vorträgt, thun solle. „En l'estude, fährt „er fort, comme au reste il lui faut compter „et regler les marches, il lui faut tailler „par art les limites de sa chasse.“ (In den Wißenschaften, wie in allem übrigen, muß man ihm die Marken genau bestimmen und vestsetzen; man muß ihm sein Jagdrevier kunstmäßig

mäßig abstecken.) Ja er bekennt aufrichtig, daß die Vernunft ein gefährliches Werkzeug in der Hand desjenigen sey, der sich derselben nicht mit Vernunft, das ist, ordentlich und mäßig, zu bedienen weiß. „C'est un outrageux glai-„ve à son possesseur qui ne sçait s'en ar-„mer ordonnement et discretement." (Es ist ein gefährliches Schwerd für deßen Besitzer, wenn er nicht ordentlich und vorsichtig damit umzugehen weiß.) Er räth daher, man solle sie, so viel als immer möglich, im Zaum halten. „Et n'y a, fährt er fort, point de „beste, à qui il faille plus justement donner „des ornieres, pour tenir sa veue sujette et „contrainte devant ses pas et la garder d'ex-„travaguer ny çà ny là, hors les ornieres que „l'usage et les loix lui tracent." (Kein Thier hat es nöthiger, daß man es im Gleise halte, damit es immer vorwärts schaue, im Zwange bleibe, und nicht zur Rechten oder Linken außer das Gleis schweife, das die Gesetze und das Herkommen ihm ziehen.

Das sagen unsre Feinde selbst; wir machen es auch so, und doch machen wir es ihnen nicht recht.

recht. Wir müßten aber sehr einfältig seyn, wenn wir, da ihr Eigensinn und ihre Unbilligkeit nun so klar am Tage liegt, uns groß bekümmern wollten, ob ihnen unsre Aufführung gefalle oder nicht. Laß sie sagen, was sie wollen. Wir können mit dem Zeugniße unsers Gewissens zufrieden seyn, welches uns sagt, daß wir auf dem rechten Wege sind. Und wie könnte man auch sicherer gehen, als wenn man denjenigen folgt, die ihr Amt verbindet, für die Seelen zu sorgen, und die also am geschicktesten sind, von den Kräften der Seele zu urtheilen und uns Regeln zu geben, wie dieselben ohne Gefahr gebraucht werden können? Diese Seelsorger nun sehen die Vernunft, gerade so wie Montaigne, als ein wildes, unbändiges, reißendes und gefährliches Thier an, dem man Zaum und Gebiß ins Maul legen müße, und mit welchem nicht auszukommen sey, wenn man es nicht an einer starken Kette geschloßen halte.

Es ist wahr, sie sind über die Länge dieser Kette sehr uneinig; allein darin stimmen sie doch alle überein, daß die Vernunft angeschloßen seyn müße; nur mit diesem Unterschiede:

Einige wollen, die Kette müße fein lang seyn, damit die Vernunft, bey einer mäßigen Freyheit, ihre Bande um so geduldiger trage. „Ein Kettenhund, sagen sie, der gar zu kurz „angebunden ist, giebt sich nicht so leicht zufrie„den, als einer, dem die Länge der Kette, an „welcher er liegt, die Freyheit läßt, herum zu „gehen, und seine Gefangenschaft erträglich „macht; er stellt sich ungeberdig, heult, schreyt, „springt, bemüht sich die Kette zu zerreißen, „und hält übel Haus, wann er los kömmt. „Mit der Vernunft verhält es sich nicht anders, „und man hat Beyspiele, daß sie, wenn man „sie gar zu kurz gebunden hielt, ihre Feßeln „zerbrach, alles was ihr vorkam niederriß, und „so wüthend ward, daß man sie hernach nicht „wieder bändigen konnte."

Andre hingegen behaupten: „Man müße „die Vernunft so kurz wie möglich binden. „Denn sonst sey man nie vor derselben sicher, „eben so wenig, als vor einem Kettenhunde, der „zu weit herumgehen kann. Es sey wahr, die „Vernunft liebe die Freyheit, und geberde sich „übel, wenn sie gar zu hart gefeßelt sey; es

„würde auch gefährlich seyn, mit ihr umzuge„hen, wenn sie in der Wuth loskäme. Aber „es sey zu allem Rath. Man könne sie ja im „Nothfalle knebeln, so müße sie ihr Schreyen „wohl laßen; auch könne man sie so vest bin„den, daß sie sich nicht rühren könne, dann sey „es nicht möglich, daß sie sich losreiße; die Ver„nunft sey auch so ungeduldig nicht, als man „vorgebe; wenigstens könnten sie versichern, daß „sie von der ihrigen, wie kurz sie auch angebun„den seyn mögte, so wenig beunruhigt würden, „daß sie kaum merkten, daß sie noch lebe.“ Sie berufen sich diesfalls auf ihre Reden und Schriften, die so beschaffen seyen, daß man schwören sollte, sie hätten keine Vernunft.

Ich bin eine viel zu unbedeutende Person, um zu entscheiden, welche Parthey Recht hat; es thut auch zu meinem Zwecke nichts, dies auszumachen. Denn die Kette, an welche die Vernunft gelegt werden muß, mag lang oder kurz seyn sollen, so gewinnen wir schlechte Schriftsteller allemal dabey, weil doch immer ausgemacht bleibt, daß die Vernunft und deren Gebrauch nicht frey seyn darf, woraus ganz unge-

zwun-

zwungen folgt, daß es uns nicht kann verargt werden, wenn wir eine so gefährliche Kraft der Seele, so viel möglich, in ihren Schranken halten.

Wenn es mir indeßen erlaubt ist, meine unvorgreifliche Meynung zu sagen, so halte ich dafür, daß man diese Schranken so enge machen müße, als nur immer thunlich ist, und daß diejenigen der Wahrheit am nächsten kommen, die da glauben, man müße die Vernunft fein kurz anschließen. Ich bin auch versichert, daß es so übel nicht gethan wäre, wenn man sie beständig geknebelt, und gebunden liegen ließe. Ja, wenn ich ganz aufrichtig sagen soll, wie es mir ums Herz ist, so glaube ich, das sicherste wäre, ihr das Genicke zu brechen; denn so könnte sie gar nichts Böses mehr anrichten, und man wäre ihrentwegen aller Mühe und Sorge auf Einmal los.

Es hat mir darum wohl gefallen, daß einer meiner vornehmen Gönner, den ich in Midas als meinen herzlich geliebten Bruder ansehe, den heroischen Entschluß gefaßt hat, eine Zergliede-

rung des menschlichen Verstands anzustellen. Das feindselige Gemüthe, das er bis dahin gegen die Vernunft blicken ließ, giebt mir die Hofnung, seine Absicht sey, sie vom Leben zum Tode zu bringen. Ich wünsche, daß er bey seinem gemeinnützigen Vorhaben bleiben möge. Denn da eine Zergliederung ohne Zerschneidung nicht geschehen kann, so muß ihm die Vernunft nothwendig unter den Händen sterben. Er wird sich also das Verdienst erwerben, daß er ein Ungeheuer gedämpft habe, welches bis dahin vielen Schaden gethan; und dies wird ihm weit rühmlicher seyn, als wenn er ich weiß nicht wie viele Riesen erlegt hätte. Beßer könnte er sich gewiß nicht um das menschliche Geschlecht verdient machen, als wenn er es zu dem Grade von Vollkommenheit veredelt, den er, durch Dämpfung und Besiegung seiner Vernunft, schon lange erreicht hat, und wir schlechten Schriftsteller insbesondere werden ihm dafür unendlich verbunden seyn; denn uns geschieht durch die Unterdrückung und vollends gar durch die Tödtung der Vernunft der größte Gefallen, weil wir ihrentwegen so viel leiden müßen. O wie glücklich wären wir und die ganze Welt, wenn

dies Ungeheuer vertilgt würde! Kann man demnach die Blindheit unsrer Feinde genug beseufzen, die so viel Wesens von einer Kraft unsrer Seele machen, die nie das geringste Gute, wohl aber unsäglich viel Böses gestiftet hat.

Ich gestehe, die Vernunft ist eine Gabe Gottes; damit sage ich aber in der That soviel nicht, als es anfangs scheinen mögte; denn alles ist eine Gabe Gottes, und es kömmt immer noch bey jeder Sache erst in die Frage, ob sie nützlich für den Menschen sey; die Erfahrung hat aber gelehrt, daß die Vernunft ein schädliches Geschenk für den Menschen war. Wenigstens haben sich Leute gefunden, die geglaubt haben, es wäre beßer, wenn uns Gott die Vernunft nicht gegeben hätte. „Haud scio, „sagt **Cicero**, an melius fuerit, humano „generi motum istum celerem cogita-„tionis, acumen, solertiam, quam ratio-„nem vocamus, quoniam pestifera sit mul-„tis, admodum paucis salutaris, non dari „omnino, quam tam munifice et tam large „dari.“ (Ich weiß nicht, ob es nicht beßer

gewesen wäre, wenn dem menschlichen Geschlechte jene schnellthätige Denkkraft, jener Scharfsinn, jenes Vermögen unsers Geistes, das wir Vernunft nennen, da es so vielen schädlich, und nur sehr wenigen nützlich ist, überall nicht wäre gegeben worden, als daß es so freygebig, so reichlich damit beschenkt ward.) Er führt dies noch weitläuftiger aus, und ich weiß nicht, ob er groß Unrecht daran hat. Denn die Vernunft hat dem Menschen nie viel Heil und Segen gebracht. Kaum war der erste Mensch geschaffen, so verleitete ihn seine Vernunft zu derjenigen Sünde, wodurch er sich und seine Nachkommen unglücklich machte. Eva fieng an zu grübeln, und damit war es um sie, und leider um uns alle, geschehen. Sie würde es wohl unterlaßen haben, wenn sie entweder keine Vernunft gehabt, oder sie so wenig gebraucht hätte, als meine vortreflichen Brüder nebst mir aus Grundsätzen thun. Und doch verhöhnt man uns.

Nachdem die Vernunft in der Mutter aller Lebendigen den ersten dummen Streich gemacht hatte, ist sie immer mehr in Verfall gerathen,

und

und unsre Feinde bekannten, ehe sie durch Herrn Hofrath **Eichhorn** in Göttingen, auch über die Urgeschichte, wie sie sich einbilden, aufgeklärt wurden, und die Ursprache der Kindheit der Welt verstehen lernten, selbst, daß die menschliche Vernunft durch den Fehltritt, wozu unsre Stammmutter sie verleitete, im Grunde verfinstert, vergiftet, verderbt worden sey. Sie muß also nach ihrem damaligen eignen Geständniße, in dem Zustande, in den sie durch Eva's Sünde gerieth, nicht viel nützen. Ich weiß wohl, unsre Feinde sagen, man müße sich bestreben, sie zu verbeßern, und wieder zu ihrer ursprünglichen Vortreflichkeit zurückzuführen. Allein man hat nun beynahe sechstausend Jahre daran gearbeitet, und noch ist niemand, der das Herz hätte, zu sagen, daß die zu ihrer Heilung gebrauchten Mittel angeschlagen hätten, oder daß es sich nur zur Beßerung anließe. Ich gebe also einem jeden zu bedenken, ob es nicht klüger gehandelt sey, wenn man sich an ein Vermögen unsrer Seele, das in einem so verzweifelten Zustande ist, weiter nicht kehrt, als wenn man immerfort zu seiner Schande daran kurirt, und unmögliche Dinge möglich machen will.

Dies thun unsre Feinde; aber sehen denn diese überklugen Herren nicht, daß sie gegen den Strom schwimmen? Sie wollen die Vernunft verbeßern, und sie wieder zu ihrer ursprünglichen Vortreflichkeit zurückführen; das heißt, sie wollen ihr wieder zu der Herrschaft helfen, die sie in vorigen Zeiten über die Begierden gehabt haben soll. Ich will so höflich seyn, und glauben, daß alles, was man von dieser Herrschaft der Vernunft über die Leidenschaften sagt, wahr sey, ob es gleich unsern Feinden schwer fallen dürfte, zu beweisen, daß die Vernunft, so lange Menschen in der Welt gewesen sind, nur einen einzigen actum possessionis ausgeübt, nur ein einziges mal ihren Besitzstand behauptet habe; aber unsre Feinde geben doch selbst zu, daß die Vernunft durch ihre eigne Schuld diese Herrschaft verloren habe. Sie ist derselben entsetzt, weil sie übel regiert, und muß itzt zur Strafe den Begierden unterthan seyn. Dies ist der Wille der Natur selbst. Warum bemühen sich denn unsre Feinde, die Vernunft, der Natur zum Trotz, auf den Thron zu setzen, von welchem sie, ihres übeln Verhaltens wegen, gestoßen worden? Ich versichere ihnen, ihre

Be-

Bemühung ist vergebens, und wenn sie die Vernunft selbst fragen, so wird sie ihnen sagen, daß sie sich nach ihrer verlohrnen Würde nicht wieder zurücksehnt, sondern mit ihrem itzigen Zustande wohl zufrieden sey, und das süße Joch der Begierden mit Lust trage. Denn die Vernunft sieht wohl, daß sie zur Herrschaft nicht taugt; sie weiß wohl, daß, wie schon oben erwiesen ward, alles in der Welt würde umgekehrt werden, wenn sie die Oberhand bekommen sollte; und wenn sie auch dies nicht erkennen würde, sondern die lächerlichen Bemühungen ihrer unbesonnenen Verehrer billigte, so bleibt es doch allemal wahr, daß es ein strafbarer Frevel ist, wenn man die Natur meistert, die doch eine so weise und liebreiche Mutter ist, und beßer als wir selbst weiß, was zu unserm Frieden dienet.

Wenn demnach unsre Feinde, die guten Schriftsteller, nicht die eigensinnigsten und wunderlichsten Leute von der Welt wären, so würden sie uns die kindliche Ehrerbietung, die wir gegen die Natur hegen, nicht zur Sünde deuten, und unbescheiden von uns verlangen, wir

sollten mit ihnen wider die Natur murren. Beynahe mögte man sie mit den bösen Geistern vergleichen, die sich ein Vergnügen daraus machen, wenn sie die Menschen zur Sünde verleiten und eben so unglücklich machen können, als sie selbst sind. Sie haben den natürlichen Gebrauch der Vernunft in den unnatürlichen verkehrt; man läßt ihnen auch ihren Willen; aber warum wollen sie uns nicht erlauben, nach unserm Gewißen zu handeln? Warum rechnen sie es uns als eine große Thorheit an, daß wir, der Pflicht eines jeden vernünftigen Menschen gemäß, mit der Ordnung der Natur zufrieden sind?

Denn darin besteht eigentlich unser Verbrechen. Wie gerne wir auch völlig von der Vernunft befreyt wären, so können wir sie doch nicht völlig dämpfen, und es scheint eben so unmöglich, ganz ohne Vernunft, als ganz ohne Sünde zu seyn. So lange wir mit dem Leibe dieses Todes umgeben sind, werden wir uns wohl mit dieser leidigen Eigenschaft noch schleppen müßen. Wie es indeßen die Pflicht eines Christen ist, die Sünde nicht über sich herrschen

zu laßen, so muß auch jeder sich sorgfältig in Acht nehmen, daß er der Vernunft nicht zu viele Gewalt über seine Handlungen einräume. Dies thun wir schlechten Schriftsteller, und bilden uns ein, das sicherste sey, der Natur zu folgen. Da nun die Vernunft ihre Herrschaft verloren hat, und mit den Ketten der Begierden gebunden ist, so muß man sie, will man gute Dienste von ihr haben, von diesen Banden nicht losmachen, sondern sie immer in den Schranken halten, welche ihr die Natur gesetzt hat. Man muß sie also, wenn man sie ja gebrauchen will, nur als ein Werkzeug zur Ausführung seiner Absichten gebrauchen. Denn da die Vernunft den Begierden unterworfen ist, unsre Absichten aber aus unsern Begierden hervorgehen, so folgt unwiderleglich, daß die Vernunft sich nach unsern Absichten richten muß, nicht aber wir in Ansehung unsrer Absichten nach der Vernunft uns zu richten verbunden sind.

So denken wir schlechten Schriftsteller, so denkt mit uns das ganze menschliche Geschlecht. Nur einige misvergnügte und eigensinnige

Köpfe

Köpfe wollen klüger seyn als die ganze Welt, und höhnen uns aus, weil wir unsre Vernunft nicht nach ihrem Sinne gebrauchen. Aber laß sie spotten! Wir können uns damit trösten, daß wir ihnen keine rechtmäßige Ursache dazu geben. Wir sehen die Vernunft als ein Werkzeug an, und bedienen uns derselben zuweilen zur Erreichung unsrer Absichten. Ist dies übel gethan, so weiß ich nicht, was man von dem Verfahren unsrer Theologen sagen soll, die in ihrer Wissenschaft die Vernunft nur als Werkzeug gelten laßen. Sie brauchen wohl die Vernunft zum Vortrag ihrer Lehren und zur Bestrafung der Widersacher derselben; aber sie laßen es ferne von sich seyn, daß sie ihren Eifer gegen die Irrgläubigen und ihre Lehren selbst nach der Vorschrift der Vernunft einrichten und dem Urtheile derselben unterwerfen sollten. Wie wohl thäten doch unsre Feinde, wenn sie mit uns dem Beyspiele dieser hochehrwürdigen Männer folgten und daraus lernten, worin eigentlich der rechte Gebrauch der Vernunft bestehe. Könnten sie sich so weit überwinden, so würden sie uns den Mangel der Vernunft, den sie in unsern Schriften bemerken, nicht so hoch anrechnen,

nen, und uns in Zukunft mit dem Vorwurfe verschonen, wir brauchten die Vernunft gar nicht. Wir brauchen sie wohl, aber auf unsre Weise, mit Maße, in gehöriger Ordnung, blos zu Erreichung unsrer Absichten.

Reizt uns zum Beyspiel die Begierde, berühmt zu seyn, so sagt uns unsre Vernunft, daß wir ohne Feder, Dinte und Papier unsern Zweck nicht erreichen können, und noch hat man kein Beyspiel, daß ein schlechter Schriftsteller sich ein Gewißen daraus gemacht habe, in diesem Falle seiner Vernunft zu folgen. Wir sind so gedankenlos nicht, daß wir statt der Feder den Schusterkneif oder das Bügeleisen ergreifen oder den Pflug zur Hand nehmen sollten. Wenn wir schreiben, so schreiben wir mit Dinte, und tunken unsre Feder nicht in Waßer. Selbst der schlechteste Schriftsteller unsrer Zeit entledigt sich seines Bedürfnißes auf Papier. Ich thue daßelbe, und meine Brüder wißen alle wohl, daß sie ihre vortreflichen Werke in die Druckerey und nicht in den Kramladen schicken, oder in das heimliche Gemach legen müßen, wenn sie wollen, daß sich die Welt daran ergötzen soll.

Wie könnten sie aber dies wißen, wenn sie ein Gelübde gethan hätten, der Vernunft in keinem Stücke Gehör zu geben? Wer sieht also nicht, daß die Vernunft mehr Antheil an unsern Schriften hat, als unsre Feinde nicht glauben? Wären wir so vernunftlos, als unsre Feinde behaupten, so würde die gelehrte Welt keine Linie von unsrer Hand sehen. Aber wir verachten die Vernunft ganz und gar nicht, so lange sie sich in ihren Schranken hält, und eine Dienerinn unserer Begierden ist; wir folgen ihr willig, wenn sie uns einen Rath giebt, der zur Beförderung unserer Absichten dient. So bald sie sich aber ein Mehreres herausnimmt, unsern Begierden widerspricht, und über unsere Absichten urtheilen will, so legen wir ihr ein ewiges Stillschweigen auf, und thun ihr allen ersinnlichen Schabernack an.

Wenn uns ferner die Vernunft sagt, wir sollen unsere Manuscripte an einen obscuren Ort senden, damit sie daselbst den Verleger finden, den wir in Städten, wo man uns kennt, vergebens suchen, so begreifen wir, daß dies in der That ein guter Rath ist, und wir thun,

was

was die Vernunft diesfalls verlangt. Sagt sie uns aber freylich, wir thäten beßer, gar nicht zu schreiben, wir taugen zu diesem Geschäfte gar nicht, und es warte nur Spott und Hohn auf uns, wenn wir es thun, so verschließen wir unser Ohr vor diesen Einlispelungen und bereden uns, unsre Vernunft sey von unsern Feinden bestochen; und nehmen sich andre die unverschämte Freyheit, uns dergleichen plumpe Komplimente zu machen, so wißen wir ihnen schon so zu antworten, daß sie alle Hofnung verlieren, uns jemals zu ihrer Meinung zu bekehren. Wir thun wohl daran, geliebte Brüder; denn wie übel würden wir alle daran seyn, wenn wir unserer Vernunft, die nur zum Gehorchen gemacht ist, eine Herrschaft über unsre Begierden einräumen und ihr gestatten wollten, von unsern Absichten und dem Werthe unserer Schriften zu urtheilen!

Ich habe mich begnügt, bis dahin zu erweisen, daß dies der Vernunft gar nicht zukomme, und wir also nichts Lächerliches thun, wenn wir sie bey Verfertigung unsrer Schriften nicht zu Rathe ziehen. Aber ich will noch weiter

ter gehen, und getraue mir, zu behaupten, daß eben die Verachtung der Vernunft, woraus unsre Feinde uns ein so großes Verbrechen machen, der Grund unsrer Vortreflichkeit und derjenigen Vorzüge sey, die uns so weit über unsre Feinde erheben.

Ein sehr altes scythisches Sprüchwort sagt: Es sey eine größre Kunst aus einem ledigen als aus einem vollen Becher zu trinken; und mir deucht also, daß, wenn die Vernunft zur Verfertigung einer Schrift so unumgänglich nöthig ist, als die guten Schriftsteller behaupten, derjenige, der ohne Vernunft ein Buch schreiben kann, weit vortreflicher und mehr zu bewundern ist, als ein andrer, der, wenn er etwas zu Papier bringen will, allemal seine Vernunft zu Hülfe nehmen muß. Man darf nicht denken, daß die Bücher, die ohne Vernunft geschrieben werden, nicht so wohl gerathen, als diejenigen, die mit Verstand gemacht sind. Denn es giebt Bücher, die unstreitig ohne Zuthun der Vernunft verfertigt, und doch so wohl gerathen sind, daß selbst unsre Feinde darob erstaunen. Ist es möglich, rufen sie gewöhnlich aus, daß

ein vernünftiger Mensch so schreiben kann? Ja ich habe mit meinen Ohren gehört, daß einer, dem die Schrift eines meiner Mitbrüder zu Gesichte bekam, hoch betheuerte: Es wäre ihm, wenn er auch sein Leben damit zu retten wüßte, unmöglich, so zu schreiben. Unsre Feinde gestehen also selbst, daß einem Menschen, der seine Vernunft nicht braucht, vieles möglich sey, das ein vernünftiger Mensch nicht thun kann, und daß wir die besondere Geschicklichkeit besitzen, ohne Vernunft Thaten zu thun, wozu ein Verstand erfordert wird, den sie selbst nicht zu besitzen gestehen. Sie halten dies für etwas Schweres, ja für eine Sache, die ihnen schlechterdings unmöglich sey. Ich versichere ihnen aber, daß es uns nicht nur möglich, sondern etwas sehr leichtes ist, ohne Vernunft die ausserordentlichsten Bücher zu schreiben. Sollten unsre Feinde wißen, wie geschwind wir mit unsern Büchern fertig werden, und wie wenig Mühe und Nachdenken wir darauf wenden, dann würden sie erst über unsre Geschicklichkeit erstaunen; sie würden von dem Glanze unsrer Vortreflichkeit gerührt, vor uns niederfallen und ihre Vernunft ohne

Zeitverlust ins Meer werfen, da wo es am tiefsten ist.

Denn eben die Vernunft macht ihnen ihre Arbeit so mühsam. Wir zähmen sie, und legen ihr ein Gebiß an; eben deswegen wird uns unsre Arbeit so leicht. Unsre Feinde machen sich ein Gewißen, den Grundsätzen der gesunden Vernunft, die doch so schwer zu befolgen sind, entgegen zu handeln. Sie können nicht schreiben, wenn sie nicht vorher denken. Sie bilden sich ein, sie müßten die Sache, wovon sie schreiben wollen, aus dem Grunde verstehen, und verderben die Zeit mit der unnützen und lächerlichen Ueberlegung, ob sie auch dem Gegenstande, den sie bearbeiten wollen, gewachsen seyen, blos darum, weil ein alter Grillenfänger, der aus vorsätzlicher Bosheit den Menschen das Schreiben hat schwer machen wollen, vor zweytausend Jahren gesagt hat:

Sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam
Viribus, et versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri.

(Wäh-

(Wählet einen Stof, der zu Euern Kräften
sich schicket,
Die Ihr ans Schreiben Euch waget, und
überleget es lange,
Was die Schultern vermögen, und was sie
zu tragen sich weigern.)

Von allem diesem Ungemach sind wir frey. Wir erkennen die Schädlichkeit der Vernunft und kehren uns also wenig an ihre Regeln. Unsere Absicht ist, ein Buch zu schreiben; diesen Zweck erreichen wir, wenn wir so viel Papier, als dazu nöthig ist, mit Buchstaben beschreiben; ob der Sinn, der aus diesen Buchstaben, wenn man sie zusammensetzt, herauskömmt, vernünftig sey, das kümmert uns wenig. Wollten wir alles nach der Vernunft abmeßen, so müßten wir denken; und das Denken greift den Kopf an, und nützt doch, wenn man die Wahrheit sagen soll, nichts. So oft uns're Feinde eine unsrer Schriften lesen, sprechen sie: Der Verfaßer kann nicht denken; und doch können sie nicht läugnen, daß dieser Verfaßer, der nicht denken kann, ein Buch geschrieben habe; denn sie haben es in den Händen. Sie müßen also,

sie mögen wollen oder nicht, gestehen, daß man ein Buch schreiben könne, ohne vorher zu denken.

Wir thun es und befinden uns wohl dabey. Es ist leichter und natürlicher, mit den Fingern zu schreiben, als mit dem Kopf. Wer das Letztere thut, ist einem Gaukler ähnlich, der auf dem Kopfe tanzt. Wir mögen dergleichen nicht von uns gesagt wißen, und brauchen also unsre Finger, wenn wir schreiben, und nicht den Kopf. Wenn unsre Feinde die Gemächlichkeit, die diese Art zu schreiben mit sich führt, einzusehen fähig wären, sie würden uns gewiß beneiden. Nur zween gute Schriftsteller sind meines Wißens so weit gekommen, daß sie dies erkannt haben; und diese sind schon lange im Grabe; um die lebenden guten Schriftsteller zu beschämen, will ich ihnen zeigen, wie gerecht diese Männer gegen uns waren.

Der eine, der kein Bedenken trug, uns glücklich zu preisen und den guten Schriftstellern vorzuziehen, ist der Engländer **Prior**; dieser beweist gründlich, daß das Denken nichts

nütze,

nütze, und daß derjenige, der sich deßelben ganz und gar enthalte, nothwendig am beßten schreiben müße; er drückt sich hierüber so aus:

„Here ſome would ſcratch their heads and try,
„What they ſhould write, and how, and why.
„But I conceive, ſuch Folks are quite in
„Miſtakes in theory of writing.
„If once for principle 'tis laid,
„That thougt is trouble to the head.
„I argue thus: The world agrees,
„That he writes well, who writes with eaſe.
„Then he, by ſequal logical,
„Writes beſt, who never thinks at all."

(Der kratzt den Kopf, sinnt zweifelsvoll,
Was, wie, warum er schreiben soll;
Doch merk ich selbst aus seinem Fleiß,
Daß er vom Schreiben wenig weiß.
Denn hält man diesen Satz bewährt,
Daß Denken nur den Kopf beschwert,
So folgt auch: Es gesteht die Welt:

Gut schreibt der, dems nicht mühsam fällt.
Draus macht selbst die Vernunft den Schluß,
Daß, wer nie denkt, am besten schreiben
muß.)

Mir dencht, dieser Beweis ist unumstößlich. Der andre ist ein Franzose, Balsac. Dieser ruft aus: „O bienheureux ecrivains, „Mr. de Saumaise en latin & Mr. de Scu„deri en Français. J'admire vôtre facilité „& j'admire vôtre abondance. Vous pou„vez écrire plus de Calepins que moi d'al„manacs. (O ihr gebenedeiten Schriftsteller, Herr Salmasius im Lateinischen und Herr von Scuderi im Französischen. Ich bewundre Eure Leichtigkeit, und ich bewundre Eure Fruchtbarkeit. Ihr könnet mehr Folianten schreiben als ich kleine Almanache.) „Bienheureux, fährt „er fort, les écrivains qui se contentent si „facilement, qui ne travaillent que de la „memoire & des doigts, qui sans choisir „écrivent tout ce qu'ils savent.“ (Gebenedeit sind die Schriftsteller, die sich so leicht ein Genüge thun können, die nur aus dem Gedächtniße und mit den Fingern schreiben, die ohne

sich

sich lange zu besinnen, alles schreiben was sie wißen.) Ist es nicht ewig Schade um diese ehrlichen Männer, daß sie, die so viele Erleuchtung hatten, sich nicht bestrebten, uns gleich zu werden? Sie hätten sich weit mehr schonen können. Ich beklage sie, und halte sie, als Zeugen der Wahrheit, ungemein hoch. Würden sie itzt noch leben, da meine vortrefliche Schrift zum Vorschein kömmt, sie würden sich gewiß noch bekehren und neue Menschen werden.

Die Prüfung unsrer Kräfte, mit welcher sich unsre Feinde, wann sie Bücher schreiben, so sehr quälen, halten wir für eben so unnütz, als Vernunft und Nachdenken. Wir bedürfen so vieler Umstände nicht. Wir haben der gütigen Natur die besondere Gabe zu danken, daß wir schreiben können, was wir nicht gelernt haben, und von Sachen zu urtheilen wißen, die wir nicht verstehen. Wir schreiben ganze Bücher über die tiefsinnigsten Gegenstände, und breiten uns über die schwierigsten Theile der Philosophie aus, ob wir gleich nichts davon gründlich begreifen. Einer mei-

ner Brüder kann unbesehens von allen Schriften urtheilen, die für und wider Kant herauskommen; ein andrer kann über den Geist der Weißagung, über den Sinn der Apokalypse, über die Beschaffenheit und Beweiskraft der Wunder Auskunft geben, ob er gleich die Grundsprachen nicht versteht, und keine theologische Gelehrsamkeit besitzt; er kann es, ohne ein **Storr**, und das bey sehr weitem nicht, zu seyn, mit **Eichhorn** und **Eckermann** aufnehmen und sie mit Kraft widerlegen; noch ein andrer kann Uebersetzungen aus fremden Sprachen liefern, die er nicht versteht, ja selbst ohne seine eigne Muttersprache gut zu schreiben im Stande zu seyn. Würden diese meine geliebten Brüder sich erst lange besinnen, und ihre Kräfte untersuchen wollen, ehe sie die Feder ansetzten, ich wette, man würde noch nicht wißen, ob sie in der Welt sind. Allein wir schlechten Schriftsteller sind so mistrauisch nicht gegen uns selbst; denn wir wissen, daß uns, auch bey der größten Schwachheit, alles möglich ist.

Diese vortrefliche Eigenschaft erhebt uns unendlich über unsre Feinde. Ein guter Schrift-

steller

steller muß seine beßten Jahre mit einem verdrießlichen Lernen verderben, weil er die abergläubische Einbildung hat, man könne sonst nicht schreiben. Wir hingegen fangen ganz frühe an zu schreiben, und warten nicht, bis die bösen Tage kommen, und die Jahre herannahen, von denen man sagt: Sie gefallen mir nicht. Wir können ohne alle Vorbereitung zum Werke schreiten, und ehe ein guter Schriftsteller mit dem Sammeln der zu seinem Zwecke nöthigen Kenntniße fertig ist, haben wir uns schon, als berühmte Schriftsteller, mehrere male in Kupfer stechen laßen, und den beßten Platz in den Buchläden eingenommen. Ein guter Schriftsteller mag seine Zeit noch so wohl angewandt, und sich zum Schreiben eines guten Buchs noch so geschickt gemacht haben, so wird er doch allezeit gestehen, daß einiges ihm zu hoch ist, und selbst von dem, was er versteht, wird er nicht ohne vorhergegangene Ueberlegung, ja zuweilen mit Furcht und Zittern schreiben. Aber uns ist nichts zu hoch; wir wagen uns an alles, ob wir gleich nichts wißen; wir schreiben drauf los, und kehren uns an nichts. Die Welt

hat deswegen von uns die beßten Dienste. Wir entdecken eine Menge der gefährlichsten Irrthümer, die unsre Feinde gemeiniglich übersehen; und dies noch so gar in Schriften, die wir nicht gelesen, oder, wenn auch gelesen, doch kaum verstehen. Wir sind die eifrigsten Vertheidiger der Wahrheit und ein Schrecken der Ketzer. Diese letztern entdecken wir, wie sehr sie sich auch verbergen mögen; und ob wir gleich viel zu unwißend in der Kirchengeschichte sind, um gründlich zu wißen, was Ketzerey ist, so kann uns doch keiner entrinnen, weil wir wie die Hunde, die einst das Kapitol bewachten, den sichersten Weg gehen, und alles, was uns verdächtig ist, anbellen. Die Stelle in Cicero ist ganz artig, die sich hierauf bezieht. „Canes, sagt er, aluntur „in Capitolio, ut significent, si fures ve„nerint. At fures internoscere non pos„sunt; significant tamen, si quis noctu in „Capitolium venerit et quia id est suspi„ciosum, tametsi bestiae sunt, tamen in „eam partem potius peccant, quae est cau„tior.“ (Man füttert Hunde im Kapitol, damit sie die Diebe verrathen, die etwa kommen

mög=

mögten. Nun können sie freylich die Diebe nicht unterscheiden; sie bellen aber jedesmal, so oft jemand des Nachts ins Kapitol kömmt; und da dies immer verdächtig ist, so gehen diese unvernünftigen Thiere doch höchstens allenfalls nur in der Wachsamkeit zu weit.) Man spotte nicht, daß wir uns mit diesen Hunden vergleichen; diese Vergleichung hat dadurch Würde erhalten, daß der Prophet Jesaias gewiße Wächter, denen wir Gottlob! nie gleichen werden, stumme Hunde nennt, die nicht strafen können; woraus also folgt, daß sich niemand zu schämen hat, von sich selbst als von einem wachsamen Hunde zu reden. Selbst das bey uns verächtliche Bild eines Esels kann ein Kenner der Schrift ohne Erröthen von Unwißenden auf sich anwenden laßen, denen es unbekannt ist, daß der Patriarch Jakob selbst einen seiner Söhne, ohne ihn damit beschimpfen zu wollen, einen beinernen Esel nennt, der, als ein Philosoph sich lieber mit seinem unruhigen Nachbar abfinde, als seinen ganzen Wohlstand dem ungewißen Glücke eines immer blutigen Krieges aussetze. Auch ist es jedem Kenner **Homers** bekannt,

daß

daß dieser ehrwürdige Dichter in dem eilften Gesange seiner Iliade den großen Helden, Ajax, mit einem Esel vergleicht, an dem schon viele Ruthen zerschlagen worden sind (ᾧ δη πολλα περι ῥοπαλ᾽ ἀμφις ἐαγη) und der sich doch nicht daran kehrt, was nach dem Sinne des Dichters keineswegs, wie unsre Feinde denken mögten, satyrisch zu verstehen ist, sondern zu des Helden wahrem Lobe gereichen soll. Wir schämen uns also auch ganz und gar nicht, wenn man uns ebenfalls mit Eseln vergleicht, an denen schon viele Ruthen zerschlagen worden seyn, ohne daß es viel gefruchtet habe. Auch bleiben wir dabey, daß wir von den wachsamen Hunden lernen, wie wir uns in Gefahren der Kirche betragen sollen. Es ist sehr unüberlegt und undankbar, wenn uns unsre Feinde vorwerfen, daß wir so oft einen unnützen Lärm erregen, und von uns verlangen, daß wir mit Verstand nnd Behutsamkeit eifern sollen. Haben die alten Römer das Bellen jener getreuen Wächter so unbillig beurtheilt? Davon noch nicht einmal etwas zu sagen, daß eben das an uns bewundernswürdig ist, daß wir ohne Nachdenken und Ver-

stand

stand eine der wichtigsten Pflichten eines wahr- heit- und ordnungliebenden Menschen beobach- ten können, was gewiß nicht wenig sagen will.

Alles, was ich bis dahin gesagt habe, ist unstreitig und klar. Da mir aber die Hartnäckigkeit und Bosheit unsrer Feinde be- kannt ist, so sehe ich vorher, daß sie mit höh- nischem Gelächter sagen werden: Sie machten uns unsre Vortreflichkeit nicht streitig; sie glaubten im Gegentheil gerne, daß wir ohne Vernunft, ohne Nachdenken und ohne vorher- gegangene Prüfung unsrer Kräfte schreiben könnten; allein unsere Schriften wären auch darnach; wir hätten bey Vernünftigen wenig Ehre davon; niemand wollte sie auch kaufen, und wer sie noch läse, der spottete darüber. Dieser Einwurf kann vielen fürchterlich vorkom- men; mir aber nicht. Denn ein schlechter Schriftsteller kann auch gründliche Einwen- dungen mit Nachdruck widerlegen, und seinen Feinden zeigen, daß sie Unrecht haben, wenn er ihnen gleich zugiebt, sie hätten Recht. Ich sehe dies als eine wahre Kleinigkeit an, und

will

will es nicht einmal unter unsern Vortreflichkeiten mit aufzählen. Ein billiger Leser wird schon wißen, was er davon denken soll. Ich darf mich auch diesmal gar nicht angreifen, sondern begnüge mich, unsern Feinden mit aller Bescheidenheit zu sagen, daß ihr Einwurf nichts bedeute, und alles, was sie sagen, grundfalsch sey.

Wir sind mit der Ehre, die uns unsre Schriften bringen, wohl zufrieden. Sind wir nicht so glücklich, den Beyfall der guten Schriftsteller zu erhalten, so können wir uns damit trösten, daß es immer noch billige Gemüther giebt, die das verächtliche Urtheil, das die guten Schriftsteller von unsern Schriften fällen, für verdächtig halten, weil es von unsern Feinden kömmt, und sich dadurch nicht abschrecken, im Gegentheil gerade bestimmen laßen, unsre Schriften zu lesen. Unsre Schriften mögen also beschaffen seyn, wie sie wollen, so finden sie doch allemal zuletzt noch einen Verleger, Käufer und Leser.

— —

— — ils trouvent pourtant, quoiqu'on puiſſe dire,
Un Marchand pour les vendre, & des ſots pour les lire.

(Man ſage, was man will, ſie treiben doch ihr Weſen;
Verleger finden ſie, und Thoren, die ſie leſen.)

Man frage nur die Buchhändler, ob nicht Bücher von meinen geliebten Mitbrüdern zuweilen auf den Meßen den ſtärkſten Abgang haben, und deswegen ihre Verfaßer von den Verlegern gut bezahlt werden. Wie begierig werden nicht oft Schriften gekauft, über die, wenn ſie nach Jahr und Tag in Jena, Kiel, **Salzburg, Gotha, Göttingen, Leipzig, Rinteln** angezeigt werden, ein unbarmherziges Gericht ergeht! Unſre Arbeiten erleben zuweilen mehrere Auflagen und die berühmteſten Buchführer haben es darum kein Hehl, zu geſtehen, daß ihr Maaßſtab der Güte einer Schrift ein ganz andrer als der der Herren Rezenſenten ſey. Ich muß mich alſo ſehr verwundern,

daß

daß unsre Feinde so unverschämt seyn und sagen können, niemand wolle unsre Schriften kaufen, die sie doch selbst mit Lust lesen, und worauf sie ordentlich lauern, ja die sie selbst durch ihre sinnreichen Verspottungen derselben bekannt machen, so daß andre begierig werden, sie zu lesen. Wir haben also das Vergnügen zu sehen, daß selbst unsre Feinde unsern Namen verherrlichen müßen. Würden sie uns in Ruhe laßen, unser Ruhm würde nicht halb so weit erschallen.

Indeßen würde es uns doch ohnedem nie an einer Menge von Verehrern und Bewunderern fehlen. Unsre Schriften sind so beschaffen, daß sie den Unwißenden, den Ungebildeten, den Beschränkten, den Geschmacklosen, den Abergläubischen, um nicht wie unsre groben Feinde zu sagen, dem Pöbel der Lesewelt nothwendig gefallen müßen, weil sie ganz nach deßen Begriff eingerichtet sind. Wir entfernen uns nicht einen Finger breit von den allgemeinen Vorurtheilen. Wir versteigen uns nicht zu hoch in unsern Betrachtungen, sondern halten uns herunter zu dem Niedrigen. Dies macht unsre

Werke dem größten Haufen verständlich, und erwirbt uns deßen Beyfall. Die guten Schriftsteller sind so glücklich nicht. Ihre Schriften sind den meisten zu hoch, weil sie mit Vernunft gemacht sind. Sie werden also, wenn auch zuweilen von vielen gekauft, doch von wenigen gelesen, und von noch wenigern gelobt, weil niemand leicht an Sachen, die er nicht versteht, Geschmack findet. Tantum quisque laudat, quantum se posse sperat imitari. (Jeder lobt nur so viel, als er hoft nachahmen zu können.) Die guten Schriftsteller sind naseweise und wollen alle Welt meistern. Sie tadeln die herrschenden Thorheiten und haben das Herz, die Wahrheit zu sagen, die doch so bitter ist. Dies setzt kein gutes Geblüt zwischen ihnen und den meisten ihrer Leser, und bringt ihnen keinen andern Vortheil, als daß man sie für eigensinnige Grillenfänger hält, und als solche verspottet.

Hos populus ridet, multumque torosa
juventus
Ingeminat tremulos naso crispante cachinnos.

(Ihrer spottet das Volk; es rümpft die blühende Jugend
Ueber sie höhnend die Nase, läßt lautes Gelächter erschallen.)

Ja man sieht sie für gefährliche und unruhige Köpfe an, und haßt sie. Die guten Schriftsteller sind auch viel zu klug, als daß sie dies nicht merken sollten; sie wißen es wohl, und sind sich, wenn sie sich recht besinnen, selbst deswegen gram. Sie erkennen auch, daß aller Haß, den der größte Haufe gegen sie — und die Verachtung, die er gegen ihre Schriften blicken läßt, blos daher kömmt, weil sie ihre Vernunft, gegen die Gewohnheit des menschlichen Geschlechts, gar zu sehr gebrauchen, und es ist kein Zweifel, daß sie insgeheim die Vernunft als eine Quelle ihres Unglücks oft verwünschen. Cicero wenigstens hat gegen einen seiner besten Freunde, im Vertrauen, aufrichtig gestanden, daß er viel darum geben wollte, wenn er der seinigen mit Ehren los werden könnte. „Fama, sagt er, ingenii mihi „est abjicienda; quod si possem, non recusa„rem.“ Von Leßing wollte man ebenfalls be-

behaupten, daß er es eben für kein großes Glück gehalten habe, daß er so vernünftig war, und daß er selbst in seinen letzten Tagen unter vier Augen gestanden habe, er hätte ein weit ruhigeres und gemächlicheres Leben führen können, wenn er die Irrthümer und Vorurtheile der Menschen mehr geschont hätte. Oeffentlich wollen sie aber freylich ihr Elend nicht bekennen; dazu sind sie viel zu stolz und halsstarrig.

Stellt man ihnen vor, wie groß immer noch die Menge derer sey, die sich an den Schriften schlechter Schriftsteller erquicken, und wie klein hingegen das Häuflein derer sey, die die ihrigen lesen, so sprechen sie: Sie bekümmerten sich um den Beyfall der Unwißenden, der Unverständigen, der Ungelehrten sehr wenig, und wären zufrieden, wenn auch nur wenige Kenner von ihrer Arbeit ein günstiges Urtheil fällten; die Mehrheit der Stimmen könnte die Güte einer Schrift nicht entscheiden; und eben das wäre ein sicheres Kennzeichen eines Stümpers, daß er sich auf den Beyfall der Menge, auf das Lob der Ungelehrten beriefe.

Es ist ein Glück für die guten Schriftsteller, daß sie sich so artig zu trösten wißen. Aber ich befürchte, diese Trostgründe werden zur Zeit der Anfechtung nicht Stich halten; denn sie sind herzlich schwach. Ich will nicht einmal bemerken, daß es guten Schriftstellern eben keine große Ehre macht, wenn sie sagen, sie bekümmerten sich wenig darum, was der größte Haufe von ihnen urtheilte. Ehrliebende Gemüther sind ganz anders gesinnt, und suchen, so viel wie möglich, auch den geringsten zu gefallen. Ich will nur sagen, daß es ein unerträglicher Stolz ist, den Beyfall der Menge so gering zu schätzen, und diejenigen Stümper zu schelten, die stolz darauf sind. Die guten Schriftsteller stehen unstreitig in dem Wahne, die Ungelehrten wären völlig unfähig, ihre Schriften zu beurtheilen. Aber sie könnten leicht inne werden, wie sehr sie sich irren, wenn sie nur bedenken wollten, daß allgemein dafür gehalten wird, ein Frauenzimmer könne nicht so gut von der Schönheit eines andern Frauenzimmers urtheilen, als eine Mannsperson. Man glaubt nemlich, ein jedes halte sich für das schönste, und verachte

andre neben sich. Die Gelehrten gleichen in diesem Falle dem schönen Geschlechte vollkommen; und es ist kein einziger, wie elend es auch um ihn bestellt seyn mag, der sich nicht in seinem Herzen für klüger halten sollte, als alle seine Brüder. Es muß also nothwendig Haß und Neid unter den Gelehrten herrschen, und dies erlaubt ihnen nicht, unpartheyisch zu seyn. Von diesen Affekten sind die Ungelehrten frey, und urtheilen demnach unpartheyisch von den Schriften, die ihnen vorkommen. Sollte denn ihr Urtheil nicht höher zu schätzen seyn, als das Urtheil einiger neidischen Gelehrten, die nichts als ihre eigne Arbeit hoch halten, und also alles, was sie nicht selbst gemacht haben, tadeln müßen? Mir deucht, wer sich dem Ausspruch so unpartheyischer Richter nicht unterwerfen will, verräth ein schlechtes Zutrauen zu seiner Sache und muß kein gutes Gewißen haben. Dieser Verdacht wird dadurch nicht gehoben, daß die guten Schriftsteller sagen: Die Ungelehrten verstünden die Schriften der Gelehrten nicht, und könnten also nicht davon urtheilen. Denn diese Ausflucht gründet sich auf nichts als auf den lächerlichen

Wahn, daß man die Sache verstehen müße, von der man urtheilt. Ich schmeichle mir, diese Grille gründlich widerlegt zu haben. Wir schlechten Schriftsteller urtheilen von vielen Sachen, die wir nicht verstehen; unsre Gönner und Freunde verstehen diese Kunst auch; sind die guten Schriftsteller so geschickt nicht, so ist es ein Unglück für sie, aber sie werden so gut seyn, und von ihrer Unfähigkeit nicht auf die unsrige schließen.

Die guten Schriftsteller könnten zwar noch einwenden, sie wüßten wohl, daß es Leute gäbe, die von Sachen urtheilten, die sie nicht verstünden; das müßte aber doch nicht so seyn. Allein ich will sie gebeten haben, davon nur zu schweigen. Denn wenn nur Gelehrte das Recht hätten, den Werth gelehrter Arbeiten zu beurtheilen, so würden ja die Gelehrten in Eine Klaße mit den geringsten Handwerkern zu stehen kommen. Bey diesen muß das Amt die Arbeit eines jungen Meisters beurtheilen, weil man glaubt, daß nur das Amt die Sachen verstehe. Die Gelehrten haben keine dergleichen Handwerksverfaßung, und es wäre ihnen auch in der

That schimpflich, wenn sie sich Leuten gleichstellten, die in ihren Augen so verächtlich sind.

Da nun jeder, er mag es verstehen oder nicht, von den Schriften der Gelehrten zu urtheilen nicht nur geschickt, sondern auch befugt ist, so mögte ich wohl wißen, warum wir nicht Ursache haben sollten, auf den Beyfall des größten Haufens stolz zu seyn; und ob es nicht ein lächerlicher Hochmuth ist, daß sich unsre Feinde so wenig darum bekümmern? Sie müssen in der That ganz wunderlich organisirt seyn. Denn außer ihnen ist gewiß niemand, der nicht wünschen sollte, von dem größten Haufen gelobt zu seyn.

An erit, qui velle recuset,
Os populi meruisse?

Wen sollt' es nicht schmeicheln,
Sich erworben zu haben den Beyfall der
Menge? —

Dem berühmten Redner, **Demosthenes**, auf den unsre Feinde so viel halten, that es ge-

wiß sehr wohl, als eine geringe Frau in Athen, ihrer Nachbarinn, doch so, daß er es hörte, ins Ohr sagte: **Das ist der berühmte Demosthenes!** „Demosthenes, sagt Cicero, „illo susurro delectari se dicebat aquam ferentis mulierculae, ut mos in Graecia est, „insusurrantisque alteri: Hic est ille Demosthenes.“ So würde auch einer meiner Freunde schon längst vor Kummer wie ein Schemen vergangen seyn, wenn nicht das Lob der alten Mütterchen, der Nätherinnen, der Haushälterinnen, und das gütige Urtheil einer ehrsamen Schneider- und Leinenweber-Zunft und andrer ehrlichen Männer, ihn in seinem schweren Leiden aufrichtete. Er hat aber Ursache, sich groß damit zu wißen, und sich in Rücksicht auf diesen Beyfall für einen guten Schriftsteller zu halten; und die das Gegentheil behaupten, sind boshafte Lästerer. Denn wer wollte so vielen ehrlichen und unpartheyischen Personen beyderley Geschlechts nicht glauben?

— egregium cum me vicinia dicat,
Non credam?

(Soll

(Soll ichs nicht glauben, wenn mich die
Nachbarn den Treflichen nennen?)

Muß man also nicht über die Keckheit unserer Feinde erstaunen, die sich nicht scheuen, der uns bewundernden Menge ins Angesicht zu widersprechen, und, ob sie gleich überstimmt sind, dennoch von ihrer übeln Meinung, die sie von uns hegen, nichts wollen fallen laßen?

Daß sie sagen, die Mehrheit der Stimmen könne hier nicht gelten, das kann ihr Betragen keineswegs rechtfertigen. So reden die Ketzer auch, und haben doch Unrecht, weil sie Ketzer, das ist überstimmt sind. Unsre Feinde müßen sich gewiß auch nicht an die reine Lehre halten; wie wäre es sonst möglich, daß sie auf so gottlose Gedanken geriethen? Wenn die Rede von der Güte einer Schrift oder von der Wahrheit eines Satzes ist, so findet, sagen sie, die Mehrheit der Stimmen nicht Statt. Heißt dies nicht offenbar, der christlichen Kirche, die es zu allen Zeiten, in weit wichtigern Fällen, auf die Mehrheit der Stimmen hat ankommen laßen, eine entsetzliche Thorheit und Ungerech-

tigkeit vorwerfen? Es ist ein Glück für uns, daß die Kirchenväter klüger gewesen. Hätten unsre Feinde vor dreyzehen oder vierzehen Jahrhunderten gelebt, und etwas zu sagen gehabt, so wäre keine einzige Kirchenversammlung gehalten worden, und die Ketzer würden freye Hände gehabt haben, den Weinberg der Kirche, nach Belieben, zu verwüsten.

Ich erschrecke, wenn ich daran denke, und bitte unsre Widersacher, in sich zu gehen, und zu erwägen, wohin ihr Haß gegen uns sie zuletzt führt. Sie sehen wohl, daß sie, so lange sie vernünftig schreiben, den Beifall des größten Haufens nicht erlangen können. Sie machen es also wie der Fuchs in der Fabel, und verschmähen, was ihnen nicht werden kann. In ihrem Unmuth stoßen sie Worte aus, die schrecklich sind zu hören, und bringen sich dadurch in einen noch üblern Ruf bey den Unpartheyischen, die sie so verächtlich den Pöbel nennen. Ich bedaure sie diesfalls, ob ich gleich weiß, daß sie über mein Mitleiden lachen werden. Denn ich bin überzeugt, es werde sie einmal gereuen, daß sie

die Ehrerbietung, die dem größten Haufen gebührt, aus den Augen gesetzt haben, und ihre Verantwortung werde um so größer seyn, je beßer sie wißen, daß des Volks Stimme so viel gilt, als Gottes Stimme. Vox populi, vox Dei. Ueberdem müßen sie sich nicht einbilden, daß die Menge, die uns und unsern Schriften hold ist, aus lauter geringen Personen bestehe. Sie können glauben daß sich Generale, Staatsminister, Geheimeräthe, Oberconsistorialräthe und andre vornehme und angesehene Personen aus allen Ständen darunter befinden. Denn Gott giebt denjenigen, die er, aus uns oft unerforschlichen Absichten, groß macht, nicht allemal mit der Würde, die sie bekleiden, so viel Verstand, als man haben muß, um an guten Schriften ein Vergnügen zu finden; und man hat schon lange bemerkt, daß diejenigen, welche die wichtigsten Aemter verwalten und die größten Ehrenstellen besitzen, wie viel sie auch sonst von sich halten mögen, doch nicht selten so bescheiden gewesen sind, daß sie sich in ihren Urtheilen wenig oder gar nicht von dem Pöbel entfernt, und sich minder durch Geschmack als vielmehr nur durch die

Klei=

Kleidung von demselben zu unterscheiden gesucht haben. „Mirari quidem non debes, „sagt Seneka, corrupta excipi non tantum „a corona ſordidiore, ſed ab hac turba „quoque cultiore; togis enim inter ſe iſti, „non judiciis diſtant.“ (Du darfſt dich gar nicht verwundern, daß schlechte Werke nicht blos von den niedrigern, sondern auch von den höhern Ständen mit Beyfall aufgenommen werden; denn diese sind von jenen oft nur in der Kleidung, nicht in dem Geschmack verschieden.)

Es ist also eine unverantwortliche Grobheit, daß unsre Feinde von dem, was sie Pöbel nennen, so verächtlich reden, da sich doch Personen darunter befinden, denen sie alle Ehrerbietung schuldig und die im Stande sind, die Verachtung, die man gegen ihre Urtheile äußert, mit Nachdruck zu rächen. Ich wünsche nicht, daß die guten Schriftsteller jemals ihren mächtigen Arm auf ihrem Nacken fühlen mögen. Aber es sollte mir eine Freude seyn, wenn diese Herren durch meine gründlichen Vorstellungen überzeugt, endlich einmal begriffen:

fen: Daß unsre Schriften den Meisten gefallen, daß der Beyfall des größten Haufens nicht zu verachten ist, daß, wer sich darauf beruft, kein Stümper ist, daß wir schlechten Schriftsteller mit Recht darauf stolz sind, und daß uns dieser Beyfall einen großen Vorzug vor unsern Feinden giebt, und unsre Vortreflichkeit eben so unstreitig macht, als der Ausspruch des **Delphischen** Orakels die Weisheit des **Sokrates.**

Ich habe dies handgreiflich erwiesen. Allein was wird es helfen? So lange unsre Feinde sehen, daß viele schlechte Schriftsteller in der äußersten Verachtung leben, und ihre Schriften entweder gar nicht abgehen, oder nur von Spöttern gekauft werden, so lange werden sie immer behaupten, daß eine Schrift, ohne Vernunft gemacht, ihrem Verfaßer wenig Ehre bringe. Nun könnte ich zwar dies mit eben so viel Fug und Recht läugnen, als meine Brüder läugnen, daß sie schlechte Schriftsteller sind. Allein ich mache mir ein Gewißen, dem Augenscheine zu widersprechen. Es ist leider nur allzuwahr, daß viele meiner Brüder von aller Mühe,

die

die sie auf ihre Schriften verwenden, nicht so viel haben, daß auch nur ein einziger ihre Arbeit lobe. Es ist unstreitig, daß eine ansehnliche Anzahl schlechter Schriften kaum das Tageslicht sieht, und von den Motten verzehrt wird. Viele werden von den Buchhändlern zu Makulatur gebraucht; und einige haben gar das Unglück, daß sie, kaum aus der Presse gekommen, nach dem Gewürzladen geschickt werden.

— — in vicum vendentem thus et odores
Et piper, et quicquid chartis amicitur ineptis.

(— — Zum Krämer, der Weihrauch, Gewürze,
Pfeffer verkauft, und was man sonst noch wickelt in Schriften
Albernen Inhalts. —)

Aber dies widrige Schicksal schlechter Schriften, warüber unsre Feinde spotten, kann das, was ich von den Vorzügen und von der Vortreflichkeit der schlechten Schriftsteller geschrieben habe, unmöglich umstoßen und un-

wahr

wahr machen. Keine Regel ist ohne Ausnahme; und wenn ich sage, daß das Unvernünftige dem größten Haufen am beßten gefalle, so begehre ich nicht zu läugnen, daß nicht zuweilen eine unvernünftige Schrift von dem Pöbel anders, als es billig geschehen sollte, aufgenommen werde. Ich weiß wohl, was solchen Schriften oft zu geschehen pflegt; aber alles, was ihnen begegnet, sind Unglücksfälle, von welchen man, ohne Unbilligkeit, auf ihren innern Werth keinen Schluß machen kann, und worüber die guten Schriftsteller um so weniger Ursache haben zu spotten, je gewißer es ist, daß ihre Schriften diesem Schicksale eben so wohl unterworfen sind, als die unsrigen. Es ist noch eine große Frage, ob mehr schlechte als gute Schriften verloren gegangen sind. Und misbraucht man unsre Blätter zu Pfeffer-Duten, so hat man wohl eher in die Schriften des **Livius** Käse gewickelt; ja ich frage jeden lebenden guten Schriftsteller auf sein Gewißen, ob ihn noch nie eine leise Ahndung angewandelt habe, daß auch von seinen Schriften einige oder mehrere den Weg alles Fleisches gegangen seyen; ich will mehr nicht

sagen

sagen, um keinen von ihnen zu beschämen; denn wie schamroth müßten sie werden, wenn ich sagen wollte, wo ich von den berühmtesten unter ihnen mehrere Schriften schon oft gesehen habe!

Gesetzt aber auch, dies Unglück wiederführe nur unsern Schriften, gesetzt, es fiele dadurch alles, was ich von dem Vorzug der schlechten Schriften vor den guten, in Ansehung der Anzahl ihrer Bewunderer, geschrieben habe, gänzlich über den Haufen, so würde doch darum der Vortreflichkeit meiner Brüder nichts abgehen, weil sich dieselbe nicht auf die Begriffe, die sich andre von uns machen, sondern auf unsre eigene Empfindung, auf ein wahres Intuitionsgefühl von unserm Werthe gründet. Unsre Feinde irren sich, wenn sie glauben, daß ich unsre Vortreflichkeit in dem Beyfall des großen Haufens suche. Nein wir stützen uns diesfalls auf unsre eigne gute Meinung von uns selbst.

Was ich hier schrieb, hat keinen andern Zweck, als sie zu überzeugen, daß der Mangel

der

der Vernunft uns nicht so verächtlich macht, als sie sich einbilden, sondern uns vielmehr, in der Regel, den Beyfall und die Hochachtung aller uns gleichgesinnten, und folglich der meisten Menschen erwerbe. Aber glauben sie denn, daß wir ohne diese Hochachtung nicht glücklich seyn können? Ich gestehe, es ist eine angenehme Sache, von vielen gelobt zu werden; allein mir deucht, wir würden doch bleiben, was wir sind, wenn wir gleich von aller Welt ausgezischt, und unsre Schriften von niemanden gelesen, oder von allen, die sie lesen, getadelt würden. Der Mangel der Vernunft, der uns das Schreiben so leicht, und unsre Schriften dem größten Haufen so angenehm macht, würde uns auch auf den Fall, gute Dienste leisten, wenn der größte Haufe, von unsern Feinden schlüge, und wir würden in unserm Unglück größer seyn, als in glücklichen Tagen. Unsern Feinden kann dies so unglaublich nicht vorkommen; denn sie kennen unsre Großmuth, unsre Geduld, unsre Gelaßenheit. Wir haben ihnen, seitdem sie uns geängstigt haben, so viele ausnehmende Proben davon gegeben, daß sie selbst darüber erstaunt sind. Was würden sie also

erst sagen, wenn sie sehen sollten, wie wenig wir uns daraus machen würden, wenn gleich alle, die uns sonst noch hochgehalten haben, mit ihnen auf uns losstürmten? Sie hielten es nicht aus, wenn ihnen dergleichen begegnete; denn man weiß, wie eitel und empfindlich sie bey allem Hochmuth sind, den man an ihnen kennt. Wir hingegen, dies kann ich heilig versichern, würden dies Unglück, wie groß es auch seyn mögte, nicht einmal empfinden.

Wie wenig Verstand man uns auch zuschreiben mag, wir begreifen doch, daß es thörigt ist, seine Glückseligkeit in Dingen zu suchen, die außer uns sind. Unser Wahlspruch ist:

— ne te quaesiveris extra!

(Suche dich nicht außer dir selbst!)

Und die gütige Natur, die wohl vorhergesehen, daß wir wegen unsrer Schriften viele Anfechtungen haben würden, hat uns dergestalt gegen die Angriffe unsrer Feinde gewafnet, daß alle Pfeile der Spötter, wie spitzig und wie

scharf

scharf sie auch seyn, uns nicht die geringste schmerzhafte Empfindung verursachen können. Eine innere Empfindung unsrer Vortreflichkeiten ersetzt uns den Mangel fremden Lobs, womit sich unsre Feinde so groß wißen, und tröstet uns kräftig, wenn man unser spottet.

Ridentur mala qui componunt carmina; verum
Gaudent scribentes et se venerantur, et ultro,
Si taceas, laudant quicquid scripsere beati.

(Lache man immer der schlechten Dichter, sie freun sich der Werke
Ihrer Hände, bewundern sich selbst, und schweigest du stille,
Loben sie unaufgefordert ihr Werk, die seligen Geister.)

Unsre Schriften führen also, wie die Tugend, ihre Belohnung mit sich, und wir haben nicht nöthig, den Lohn unsrer Arbeit von andern zu erwarten. Ein gewißer Lehrer der rö-

mischen Kirche, der Pater Garaße, hatte einst hierüber ganz artige Gedanken. Er meint, Gott beweise sich eben so gnädig als gerecht gegen uns als gegen die Frösche. Denn wie er diesen die Gnade verleihe, sich selbst an ihrem eben nicht ganz angenehmen Gesange zu belustigen, so habe er es, in Ansehung unser, so weislich gefügt, daß wir, da niemand unsre Verdienste erkennen will, eine ungemeine Zufriedenheit mit uns selbst hätten. „Selon, la „justice, spricht er, tout travail honête doit „être recompense de louange ou de satis-„faction. Quand les bons ésprits font „un ouvrage excellent, ils sont recompen-„ses par les applaudissemens du public. „Quand un pauvre ésprit travaille beau-„coup pour faire un mauvais ouvrage, il „n'est pas juste ni raisonnable, qu'il atten-„de des louanges publiques; car elles ne „lui sont pas dues. Mais afinque ses tra-„vaux ne demeurent pas sans recompense, „Dieu lui donne une satisfaction person-„nelle que personne ne lui peut envier sans „une injustice plus que barbare. Tout „ainsi que Dieu qui est juste donne de la „satis-

„satisfaction aux grenouilles de leur chant; „autrement le blâme public, joint à leur „mécontentement; serait suffisant pour „les reduire au desespoir.“ (Die Gerechtigkeit erfordert, daß jede ehrliche Arbeit mit Lob oder Zufriedenheit belohnt werde. Wenn nun die guten Köpfe eine vortrefliche Schrift verfertigen, so werden sie durch den Beyfall des Publikums belohnt. Arbeitet sich hingegen ein dürftiger Kopf ab, um ein schlechtes Werk zu Stande zu bringen, so ist es weder gerecht noch billig, daß er öffentliche Lobsprüche erwarte; denn man ist ihm keine dafür schuldig; damit aber doch seine Arbeiten nicht ganz unbelohnt bleiben, giebt ihm Gott eine persönliche Zufriedenheit, die ihm niemand ohne eine überbabarische Ungerechtigkeit beneiden kann. So giebt der gerechte Gott auch den Fröschen Zufriedenheit mit ihrem Gesang. Sonst würde auch der öffentliche Tadel, vereinigt mit ihrer eignen Unzufriedenheit sie zur Verzweiflung bringen.)

Leute, für die der Himmel so gütig gesorgt hat, können sich leicht wegen der Verachtung, die eine böse Welt gegen sie äußert, beruhigen,

und unsre Feinde können sonach, wenn sie wollen, leicht die Ursache ergründen, warum die Spöttereyen, wodurch sie uns wehe thun wollen, so fruchtlos sind. Unsre Zufriedenheit mit uns selbst macht ihre boshafte Bemühung vergeblich, und ich sage also nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß dieselbe die größte unsrer Vortreflichkeiten und der Grund unsrer Glückseligkeit sey.

So lange wir mit uns selbst zufrieden sind, und an unsrer Arbeit ein Vergnügen finden, wird alles, was unsre Feinde gegen uns beginnen, viel zu schwach seyn, um uns unglücklich zu machen und unsre Gemüthsruhe zu stören. Cicero nennt die Anhänger Epikurs glücklich, und giebt keine andre Ursache davon an, als weil sie sichs einbildeten. „Sunt enim, „spricht er, et boni viri, et quoniam sibi ita „videntur, beati.“ Da wir nun dieselbe Einbildung haben, so mögte ich den sehen, der uns eine unangenehme Stunde machen könnte. Ein schlechter Schriftsteller ist über die Lästerungen und Spöttereyen seiner Neider weit erhaben.

Celsior exsurgit pluviis auditque ruentes
Sub pedibus nimbos et rauca tonitrua calcat.

(Hoch entschwingt sich der Edle dem Regen, hört unter dem Fuße
Die sich ergießenden Schauer, und tritt die rollenden Donner.)

Man mache ihm seine Unwißenheit, seine Geistesschwäche, seine Thorheit, seine Ungeschicklichkeit noch so anschaulich, er wird doch dabey bleiben, daß die Natur ihr Meisterstück an ihm bewiesen und sich an seinen Schriften, die andere ohne Langeweile oder Widerwillen nicht lesen können, auf seine eigne Hand ergötzen.

Ich sehe nicht, was man gegen einen solchen Menschen vermögen kann. Er ist unüberwindlich, und die guten Schriftsteller sind große Thoren, wenn sie glauben, daß sie ihn auf andre Gedanken bringen können. Ihre Klagen über unsre Hartnäckigkeit zeigen deutlich, daß sie die Eitelkeit ihrer Bemühungen selbst erken-

nen. Sie müßen also auch wider ihren Willen gestehen, daß Leute, die so sehr von sich eingenommen sind, daß man ihnen die süße Einbildung von ihrer Vortreflichkeit, und die darauf sich gründende Zufriedenheit mit ihrem Zustande auf keinerley Weise rauben kann, die glücklichsten Geschöpfe unter der Sonne sind. Ist es nun nicht, wie der Pater Garaße sagt, barbarisch gehandelt, wenn man seinem Mitchristen sein Glück nicht gönnt? Dies heißt die Bosheit auf das höchste treiben; und unsre Feinde sollten sich also schämen, von uns zu verlangen, daß wir die Vernunft gebrauchen sollten. Dies Ansinnen kömmt mir eben so höflich und christlich vor, als wenn ich jemanden ersuchen wollte, er mögte doch so gut seyn, und sich von einem Felsen herabstürzen. Könnten unsre Feinde uns zu dieser Thorheit verleiten, so wäre es um uns geschehen, und wir würden hinfort keine fröhliche Stunde haben.

Denn die Zufriedenheit mit uns selbst, die uns glücklich macht, und uns einen so großen Vorzug vor unsern Feinden giebt, kann mit dem Gebrauch der Vernunft unmöglich bestehen.

Sobald

Sobald wir der Vernunft zu vielen Willen laßen, nimmt sie sich unerträgliche Freyheiten heraus. Sie hat die böse Gewohnheit, daß sie allen, die ihr zu viel Gehör geben, den vermaledeiten Rath giebt, sie sollten sich bestreben, sich selbst kennen zu lernen. Ein schöner Rath für uns schlechte Schriftsteller. Der Mangel der Selbsterkenntnis ist der einzige Freund unsrer Zufriedenheit; wir müßten also den Kopf verlohren haben und noch weit weniger Verstand haben als uns unsre Feinde zutrauen, wenn wir nicht mit aller Macht unsre Vernunft, die so verführerisch ist, im Zaum halten. Wenn zum Beyspiele drey meiner beßten Freunde sich selbst kennten, sie würden schon längst in Verzweiflung gerathen seyn, und hätten sich vielleicht schon selbst ein Leid angethan. Aber so leben sie noch, sind fröhlich und guter Dinge. Ihre Feinde verwundern sich darüber, blos darum, weil sie die Vortreflichkeiten der schlechten Schriftsteller nicht einsehen. Hätten sie aber die Alten gelesen, so würden sie sich über die Unempfindlichkeit und Zufriedenheit, welche diese drey theuren Männer mitten in ihrem Unglück,

recht wie Sadrach, Mesach und Abednego in dem feurigen Ofen, zu erkennen geben, nicht im geringsten verwundern.

Plinius hat in seiner Naturgeschichte schon längst die Bemerkung gemacht, daß die Esel von gewißen bekannten stechenden Insekten frey seyn. Wem es gegeben ist, den mystischen Sinn dieser dem Buchstaben nach ungegründeten Bemerkung zu faßen, der sieht wohl, daß Plinius nichts anders sagen wollte, als daß ein schlechter Schriftsteller kein Gefühl von seinen Mängeln habe. Die Gründlichkeit dieser Auslegung zu beweisen, ist überflüßig. Es ist eine alte Gewohnheit, von einem schlechten Schriftsteller unter dem Bilde eines Esels zu reden; und da jedermann weiß, daß die Erkenntnis unsrer Schuld mit Einem Worte das Gewißen genennt wird, das Gewißen aber in dem Rufe steht, daß es Biße verursache oder steche, so ist leicht zu begreifen, was für eine Aehnlichkeit zwischen ihm und jenen stechenden Insekten sey. Ich will mich weiter dabey nicht aufhalten; nur bitte ich meine Leser, mit mir zu erwägen, was für Vortheile die vortrefliche

Eigenschaft, die wir nach Plinius und der Erfahrung zufolge besitzen mit sich führt.

Die Erkenntnis der Fehler gebiehrt Reue. Die Reue ist eine Art von Traurigkeit, also ein unangenehmer Affekt. Sie läßt sich ohne Zerknirschung, ohne Verachtung oder Verabscheuung seiner selbst nicht denken. Sie macht demnach einen Menschen mit seinem Zustande misvergnügt; und wer mit seinem Zustande nicht zufrieden ist, kann nicht glücklich seyn. Unsre Feinde erkennen es mit ihrem Schaden, daß das, was ich hier schreibe, die Wahrheit ist. Je mehr Verstand sie haben, um so mehr schärft sich ihr Sinn für Unvollkommenheiten und Fehler; und diese verdrießliche Einsicht macht ihnen das Leben recht sauer. Ich darf ihnen nicht zu Gemüthe führen, mit welchen Schmerzen sie ihre geistlichen Kinder gebähren; sie wißen es beßer, als ich es ihnen sagen kann; sie läugnen es auch nicht. Und wird endlich zuletzt ein guter Schriftsteller von seiner gelehrten Bürde nach einer schweren Geburt entbunden, so ist er nicht einmal so glücklich als die Affen, die ihre Jungen, deren Häßlichkeit ungeachtet,

zärt-

zärtlich lieben; sondern er entdeckt an den Kindern seines Verstandes, wie schön sie auch sind, so viele Gebrechen, daß er sie kaum ansehen mag.

Et toujours mécontent de ce qu'il vient
de faire
Il plait à tout le monde et ne saurait se
plaire.

(Der Thor von gutem Kopf ist nie mit sich
zufrieden;
Auch allgelobt, hat er in sich doch keinen
Frieden.)

Ein schlechter Schriftsteller hingegen gebiehrt ohne Schmerzen und erdrückt seine Jungen beynahe vor Liebe, nicht anders als die Affen. Man lache darüber so viel man will, man wird doch nicht in Abrede seyn können, daß ein schlechter Schriftsteller weit glücklicher sey, als ein guter. Es ist nicht nöthig, daß ich mir die Mühe gebe, dies mit vielen Gründen zu beweisen. Unsre Feinde sind so billig, dies selbst zu erkennen. Boileau beneidete den Scribler Pelletier. Er sagt:

J'an-

J'anvie en écrivent le fort de Pelletier.

(O wie beneid' ich ihn, arbeitet schwer mein
Geist!)

Und Horaz sagt ausdrücklich, er mögte lieber ein schlechter Schriftsteller seyn und seine Fehler nicht erkennen, als einer der beßten und dabey misvergnügt mit sich selbst seyn.

Praetulerim, scriptor deliras, inersque
videri
Dum mea delectant mala me vel deni-
que fallant
Quam sapere et ringi.

(Lieber will ich unsinnig und ungeschickt heis-
sen zum Schreiben,
Wenn mich nur meine Gebrechen belustigen
oder verborgen
Immer mir bleiben, als klug seyn, und dann
mir selbst nie genung thun.)

Was bedürfen wir also weiter Zeugniß? Unsre Feinde selbst machen uns unsre Vortref-

lichkeit und Glückseligkeit nicht streitig. Aber dennoch sind diese mit so viel Klugheit ausgestatteten Geschöpfe so verblendet und so übel berathen, daß sie die Selbsterkenntnis für nöthig halten. Meine Leser mögen urtheilen, ob ein so widersinniges Betragen mit der tiefen und abergläubischen Verehrung bestehen könne, welche die guten Schriftsteller gegen die Vernunft hegen.

Ich weiß wohl, daß es den guten Schriftstellern nie an Ausflüchten mangelt. Sie werden sagen: Die Erkenntnis der Fehler, wenn sie auch anfangs unangenehm sey, habe doch eine gute Wirkung, indem sie dadurch zur Verbeßerung der erkannten Fehler und zum Streben nach der Vollkommenheit angetrieben würden, die, wenn man sie erreiche, ein so unaussprechliches Vergnügen mit sich führe, daß dadurch einem Schriftsteller die an die Verbeßerung seiner Fehler gewandte Mühe überschwenglich belohnt würde. Soll ich aber ganz freymüthig die Wahrheit gestehen, so ist mit alle dem im Grunde nichts gesagt.

Ein Schriftsteller ist ein Mensch und muß also Fehler haben. Wer sich damit nicht zufrieden geben kann, dem weiß ich keinen beßern Rath, als daß er seine Menschheit ablege, und sich um eine Stelle unter den Cherubim und Seraphim bewerbe, oder gar göttliche Natur anziehe. In dieser Sterblichkeit nach Vollkommenheit zu streben, ist ein lächerliches und vergebliches Bemühen. Und sollte es ja möglich seyn, diese eingebildete Vollkommenheit zu erreichen, so wüßte ich doch nicht, ob es sich der Mühe lohnte, diesfalls seiner Natur Gewalt anzuthun, und sich mit der verdrießlichen Verbeßerung einiger der Menschheit so wesentlichen Fehler zu quälen; und ob man nicht auf eine weit gemächlichere Art derjenigen Vortheile theilhaftig werden könnte, die sich unsre Feinde von der Vollkommenheit oder der gänzlichen Befreyung von allen Mängeln versprechen.

Irre ich mich nicht, so besteht aller Vortheil, den die Vollkommenheit geben kann, in dem unaussprechlichen Vergnügen, das ein Mensch, der sich keiner Fehler mehr bewußt ist, nothwendig genießen muß. Nun sind ja wir schlech-

schlechten Schriftsteller uns unsrer Fehler wirklich nicht bewußt; denn wir erkennen sie nicht; wir besitzen also die Glückseeligkeit schon, nach der unsre Feinde mit so vieler Mühe ringen. Ist dies nicht weit bequemer? Und kann man sich des Lachens enthalten, wenn man sieht, wie mühsame Umwege die guten Schriftsteller machen, um zu demselben Ziele zu kommen? Sie kommen mir wahrlich nicht klüger vor, als der König **Pyrrhus**, der sich einbildete, er könnte mit seinen Freunden des Lebens nicht froh werden, wenn er nicht vorher **Italien**, **Sicilien**, **Carthago**, und ich weiß nicht was für Länder mehr bezwungen hatte. Man stellte ihm vor, er dürfte, um zu diesem Zwecke zu kommen, den Fuß nicht aus seinem Königreiche setzen. Eben so würden auch unsre Feinde, wenn sie nur einmal bedenken wollten, wie vergnügt wir unser Leben zubringen, ohne unsre Fehler zu erkennen, leicht begreifen, daß die Mühe, die sie sich geben, um zu einem Glücke zu gelangen, das in ihren Händen steht, höchst unnütz sey. Ich könnte noch mehr sagen. Denn wenn man ihr Betragen wohl betrachtet, so muß man es im höchsten Grade lächerlich finden.

Sie suchen durch die Erkenntnis ihrer Fehler glücklich zu werden; da doch die Glückseligkeit in dem Bewußtseyn besteht, von Fehlern frey zu seyn. Kann man wohl verkehrter handeln? Sie sagen freylich: Sie blieben bey der Erkenntnis der Fehler nicht stehen, sondern bemühten sich, durch Ablegung derselben die Vollkommenheit zu erreichen, die allein einen Schriftsteller glücklich machen kann. Allein ich antworte, daß es unmöglich ist, auf diese Weise glücklich zu werden. Ich kann mich diesfalls auf die Erfahrung berufen. Wäre es möglich, so müßte die Zufriedenheit eines Schriftstellers, der es in der Verbeßerung seiner Fehler weit gebracht hätte, und der Vollkommenheit sehr nahe gekommen wäre, größer seyn, als eines andern, der es nicht so weit gebracht hätte, und von der Vollkommenheit weiter entfernt wäre. Wir sehen aber täglich das Gegentheil. **Montaigne** sagt: Es verhalte sich mit den Gelehrten wie mit den Aehren, die, so lange als sie leer sind, aufrecht stehen und sich brüsten; so bald sie aber von Körnern schwer werden, das Haupt sinken laßen. „Il est advenu, sind seine Worte, aux gens

„veritablement ſçavans, ce qui advient aux „eſpies de bled, ils vont ſ'elevant et hauſ- „ſant la tête droite & fiere, tant qu'ils „ſont vuides; mais quand ils ſont pleins „& groſſis de grain en leur maturite, ils „commencent à ſ'humilier & baiſſer les „cornes.“ Er hat Recht. Ein unvollkomme- ner Schriftſteller, der ſich nicht kennt, iſt bey allen ſeinen Fehlern vergnügt, und mit ſich ſelbſt zufrieden. Je näher hingegen ein Schriftſteller der Vollkommenheit kömmt, um ſo mehr Fehler entdeckt er an ſich, um ſo eckler, verdrießlicher, misvergnügter wird er mit ſich ſelbſt. Die Urſache iſt auch ganz klar: Die Vollkommenheit, wornach die guten Schriftſteller ſtreben, iſt eine leere Einbildung und ein ſüßer Traum, womit ſich ihre große Einbildung von ſich ſelbſt nährt. Das erkennen auch die Beſcheidenſten unter unſern Feinden an. Sie bekennen, daß alle ihre Arbeit, ihr Wachen, ihr Leſen, ihr Nach- denken ihnen keinen andern Vortheil gebracht habe, als daß ſie die Schranken ihrer Kräfte haben kennen lernen und zur Einſicht, daß alles Wißen Stückwerk ſey, nach vielem For- ſchen gelangt ſeyen. Wie dieſe Entdeckung

einen Menschen vergnügt machen könne, begreife ich nicht. Ich halte vielmehr dafür, daß natürlicher Weise die Verzweiflung ihr auf dem Fuße folgen müße, und ein guter Schriftsteller, wenn er sich lange gequält hat, statt der Zufriedenheit, die er sucht, nichts als einen ewigen Abscheu vor sich selbst zur Belohnung seiner Mühe erlangen kann.

Wie schöne Gelegenheit hätte ich hier, unsre Feinde zu verhöhnen und lächerlich zu machen! Ich könnte über ihre eingebildete Weisheit spotten und ihnen deutlich zeigen, daß sie nichts weniger als weise sind. Denn die vornehmste Eigenschaft eines Weisen ist die Zufriedenheit mit sich selbst. „Nisi sapi„enti sua non placent, sagt Seneka; omnis „stultitia laborat fastidio sui.“ (Nur dem Weisen gefällt was er thut; jeder Thor ist sich selbst zur Last.) Die Vorrückung ihrer Thorheit würde auch ihrem Stolz sehr empfindlich seyn. Doch ich will ihr Unglück nicht vergrößern; ihre Umstände sind ohnedem schon traurig genug. Ich bin zufrieden, wenn nur meine Leser erkennen, daß unsre Feinde,

die guten Schriftsteller, sehr unvernünftig handeln, wenn sie uns den Mangel an Vernunft zur Sünde deuten, der doch die Quelle unsrer Vortreflichkeiten ist, und in uns eine Vortreflichkeit wirkt, zu welcher in diesem Jammerthal außer uns nur wenig Menschen zu gelangen das Glück haben.

2.

Da ich mir schmeicheln darf, dies mit stattlichen Gründen überflüßig bewiesen zu haben, so schreite ich nun zu dem andern Hauptfehler schlechter Schriftsteller, der wie unsre Feinde meinen, in einem Mangel an **Ordnung** bestehen soll. Da es mir leichter geworden ist, als ich anfangs selbst nicht geglaubt habe, den uns vorgeworfenen Mangel an Vernunft zu rechtfertigen, so wird es mir wenig Mühe kosten, unsern Feinden zu zeigen, daß sie gar keine Ursache haben, unsre Schriften darum zu verachten, weil sie eben nicht allemal in der bündigsten Ordnung geschrieben sind.

Die **Ordnung** im Schreiben ist, wie jedermann gesteht, willkührlich. Es ist also

kein

kein Schriftsteller befugt, dem andern vorzuschreiben, wie er sein Buch einrichten solle; eben so wenig, als mein Nachbar das Recht hat, mir wegen der Einrichtung meines Hauswesens Vorschriften zu geben, oder mich wegen meiner häuslichen Ordnung zur Rede zu stellen. Unsre Feinde nehmen sich also zu viel heraus, wenn sie sich unterstehen, über die Ordnung oder Unordnung unsrer Schriften zu richten. Ihr Urtheil kann in diesem Falle nicht gelten, ich will nicht einmal sagen, weil sie partheyisch sind, sondern auch schon deswegen, weil das, was man Ordnung nennt, etwas sehr Problematisches und Ungewißes ist.

Die Metaphysiker sagen: Die Ordnung sey eine Uebereinstimmung des Mannigfaltigen. Dies Mannigfaltige kann auf vielerley Art und unzählige Male versetzt werden, und es bleibt doch allemal eine Uebereinstimmung in demselben übrig. Da nun das Mannigfaltige auf verschiedene Weise übereinstimmen kann, so steht es bey jedem, was für eine Uebereinstimmung er der andern vorziehen will; und keiner ist befugt, mich einer Unordnung zu

beschuldigen, wenn ich etwa das Mannigfaltige von einer andern Seite angesehen habe als er. Sollte dies nicht wahr seyn, so müßte in der Musik nur eine einzige Melodie Statt finden; denn die Melodie ist nichts anders als eine harmonirende Menge verschiedener Töne. Fände nun in dem Mannigfaltigen nur eine einzige Uebereinstimmung Statt, so müßte auch in der Musik nur eine einzige Harmonie verschiedener Töne die rechte seyn, und alle andern Mischungen dieser Töne müßten übel klingen. Diese Behauptung wäre lächerlich. Folglich kann ein jeder das Mannigfaltige, womit er zu thun hat, versetzen, wie er will, und diejenige Uebereinstimmung deßelben wählen, die ihm die beßte scheint.

Es wäre sonderbar, wenn dies blos den schlechten Schriftstellern nicht frey stehen und jeder Spötter berechtigt seyn sollte, ihre Schriften als verworren zu verspotten, darum weil sie das Mannigfaltige, woraus sie bestehen, nicht nach seiner Phantasie gemischt haben. Die schlechten Schriftsteller schreiben Bücher. Ein Buch ist eigentlich nichts als eine Menge

mit Buchstaben beschriebener Blätter. Wenn unter diesen Buchstaben eine Uebereinstimmung ist, so ist Ordnung in dem Buche, das sie ausmachen. Nun ist unter diesen Buchstaben schon eine Uebereinstimmung, wenn sie nur so zusammengesetzt sind, daß verständliche Worte herauskommen; und diese Worte können in allen Sprachen abermal unzählige Male anders gemischt werden, ohne Nachtheil der so nöthigen Uebereinstimmung des Mannigfaltigen. Es steht also in eines jeden Belieben, wie er die Worte der Sprache, in welcher er schreibt, unter einander mengen will. Da dies nun in eines Jeden Freyheit steht, so handelt derjenige unvernünftig und tyrannisch, der sich die Macht anmaßt, einen Schriftsteller, wegen dieser willkührlichen Vermengung der Worte, zur Verantwortung zu ziehen; es wäre denn, daß man wider alle Vernunft behaupten wollte, die nöthige Uebereinstimmung des Mannigfaltigen könne nur durch eine einzige Art unter allen möglichen Wort-Mischungen erhalten werden, und folglich nur ein einziges ordentlich geschriebenes Buch in der Welt seyn.

Ich habe das Vertrauen zu unsern Feinden, daß sie sich schämen werden, so entsetzlich zu schwärmen. Aber mit was für Fug können sie denn unsre Schriften als verworren verrufen? Bestehen denn diese Schriften nicht aus verständlichen Worten? Ich sollte es denken; denn sonst würden sie doppelt unvernünftig handeln, wenn sie von der Ordnung solcher Schriften urtheilen wollten, in welchen sie kein Wort verstehen. Haben wir nicht dasselbe Recht, die Worte nach unserm Gutdünken zu mischen, das sie haben? Und wären wir nicht auch berechtigt, ihre Schriften für unordentlich zu halten, wenn die Vermischung der Worte, die sie gewählt haben, uns nicht anstünde? Aber so unbillig sind wir nicht. Wir laßen einem jeden seine Freyheit, und verlangen von unsern Feinden ein gleiches.

Es ist indeßen schwerlich zu vermuthen, daß sie so gerecht gegen uns seyn werden, wie gründlich ich auch gezeigt habe, daß unsre Forderung billig sey. Denn man kennt ihre ungerechte Denkart und ihr eigensinniges Herz. Ich will also diese Forderung fahren laßen, und ihnen, jedoch unsern Rechten unverfänglich, zugeben,

ben, daß in unsern Schriften die größte Unordnung herrsche. Mir deucht nicht, daß dieser Fehler so groß sey, als ihn unsre Feinde machen, und ihr eignes Betragen bestärkt mich in dieser Meinung. Es ist bey ihnen gar nichts Seltenes, daß sie Schriften mit Lust lesen und bis in den Him̄el erheben, die doch ganz unordentlich geschrieben sind. Wenn diese Schriften Verfaßer haben, denen sie gewogen sind, so wißen sie den Fehler, der ihnen an uns ein Greuel ist, nicht genug zu preisen. Ein **Sterne** darf ungestraft einen **Tristram Schandy** schreiben, in der aller Ordnung Hohn gesprochen wird, blos darum, weil er nicht zu unsrer Gesellschaft gehört, und ein noch lebender deutscher Schriftsteller darf **Lebensläufe nach aufsteigender Linie** und **Kreuz- und Querzüge** schreiben, in denen alles kunterbunt unter einander gemischt ist, und unsre Feinde wißen ihm noch Dank dafür. Die Unordnung, die sie in solchen Schriften wahrnehmen, heißt ihnen eine **angenehme**, eine **liebenswürdige**, eine **geistreiche** Unordnung, und sie bewundern die Höflichkeit ihrer Verfaßer, die, wie sie sagen,

 dem

dem Ueberdruß ihrer Leser so geschickt vorzubeugen und für ihre Unterhaltung so gut zu sorgen wißen, daß sie sich oft mit ihnen von der ordentlichen Landstraße entfernen, und sie in so reizende Gegenden und auf so liebliche Auen führen, daß sie von Lust enzückt und vor Freude außer sich die Beschwerlichkeiten der Reise nicht merken, und sich nach der Herberge nicht sehnen. Wenn hingegen wir armen Leute, aus gutem Herzen, unsern Leser querfeldein führen und ihm eine Ehre anthun wollen, so bekömmt es uns eben so übel, als wenn der Esel nach dem Beyspiele des Hündchens seinem Herrn liebkosen will. Man nennt unsre Höflichkeit eine Ausschweifung, und uns selbst elende Schwärmer, die nicht wißen, wo sie zu Hause seyn. Ob dies billig gehandelt sey, weiß ich nicht; das weiß ich, daß meine Leser über dies Verfahren unsrer Feinde erstaunen werden; aber sie werden sich noch mehr verwundern, wenn sie Folgendes zu bedenken, die Gefälligkeit haben wollen.

Die Poesie, der unstreitig der Rang über die Beredtsamkeit gebührt, hat nichts Vortref-

licheres als die Ode und das **Heldengedicht**. In beyden muß aber eine gewiße Unordnung herrschen, wenn sie gut seyn sollen. Eine Ode, in der man keine Fußstapfen eines entzückten Geistes findet, taugt nicht viel. Sie muß voller Ausschweifungen seyn und mit einer angenehmen Verwirrung prangen. Hängen die Strophen auf eine gemeine Weise ordentlich zusammen, so wird sie platt und abgeschmackt. Ein Heldengedicht, in dem eine gemeine historische Ordnung, wie in einer Zeitung, oder wie in einem kaiserlichen Wahl- und Krönungs-Diarium, beobachtet würde, brächte seinem Verfaßer wenig Ehre. Will er, daß man ihn unter die Dichter zähle, so muß er schwärmen und alles unter einander mengen. Er kann anfangen, wo er will, nur bey Leibe nicht von vorne. Sed per ambages, Deorumque ministeria, et fabulosum sententiarum tormentum praecipitandus est liber spiritus, ut potius furentis animi vaticinatio appareat quam religiosae orationis sub testibus fides. (Sein entfesselter Geist muß in Umwegen abschweifen, Götter ins Mittel treten laßen, sich in fabelhaften

haften Orakelsprüchen rauschend ergießen, und in seiner Rede eher die Extase eines von Sinnen gekommenen Gemüths, als der Ton eines genau sich an seine Zeugen haltenden gewissenhaften Erzählers vernehmlich seyn.)

So reden unsre Feinde, und so machen sie es auch. Sollten sie sich also nicht schämen, unsre Schriften wegen einer Unordnung zu verachten, die sie selbst bey den wichtigsten und größten Werken des menschlichen Geistes nicht vermißen können? Müßen sie nicht selbst gestehen, daß die Unordnung in unsern Schriften uns von dem gemeinen Haufen derer, die in ungebundener Rede schreiben, merklich unterscheide, und eine Eigenschaft sey, wodurch unsre ungereimten Werke den lyrischen und epischen Gedichten, die man als die erhabensten Schöpfungen des menschlichen Geistes bewundert, ungemein ähnlich werden? Ihre Unbilligkeit fällt also so sehr in die Augen, daß ich mich schäme, diesfalls ein Wort weiter zu verlieren. Sie mögen selbst sehen, wie sie ihr Verfahren bey Unpartheyischen rechtfertigen.

Dies

Dies wird ihnen um so schwerer fallen, je offenbarer es ist, daß unsre Schriften den ihrigen in Ansehung der Ordnung nichts nachgeben. Man sehe nur unsre Bücher an, und sage, ob sie nicht eben so aussehen, als diejenigen, die unsre Feinde verfertigen. Der Anfang kömmt zuerst; dann folgt das Mittel, und zuletzt kömmt das Ende. Ich habe es noch nie erlebt, daß einer meiner Brüder eine andre Ordnung beobachtet hätte. Wie sehr wir uns auch sonst von unsern Feinden unterscheiden mögen, so richten wir doch unsre Bücher eben so ein als sie. Einige meiner Freunde zum Beyspiele, von denen man wohl sagen kann, daß sie der Vernunft zum Poßen geschrieben, haben Büchlein und dicke Bücher ausgehen laßen, die so wohl eingerichtet sind, daß man, ehe man sie liest, schwören sollte, sie wären von guten Schriftstellern gemacht. Wenn man sie aufmacht, erblickt man zuerst das holde Antlitz ihrer vortreflichen und berühmten Verfaßer, deren Tauf- und Familien-Namen, zum Theil mit beygesetztem Vaterland, Alter und Würden. Dann kömmt die Zueignung, dann die Vorrede, in der sie ihre eignen Verdienste

und Tugenden tapfer herausstreichen, dann das Werklein oder Werk selbst, dann das Register, und zuletzt ein Verzeichniß der Schriften ihrer respektiven Verfaßer. Einige der Werke meiner Freunde sind auch auf so schönes Papier, und so sauber gedruckt und mit so zierlichen Bilderchen versehen, daß vor einigen Jahren ein Epigrammatist in einem unsrer Musenalmanache selbst versicherte: Sie seyen, den Inhalt ausgenommen, ganz vortreflich, ganz den Werken guter Schriftsteller ähnlich. Ein elendes Buch kann also einem guten so ähnlich sehen, wie ein Ey dem andern. Und ich frage: Läßt sich eine beßre Ordnung angeben, als diejenige, die von jenen unter meinen Brüdern in ihren Schriften beobachtet worden ist, und von der, meines Wißens, nicht leicht jemand von uns abweicht?

Ueber die Ordnung der Buchstaben und Wörter in unsern Schriften laße ich mich mit unsern Feinden nicht ein. Denn ich habe schon oben aus der Metaphysik erwiesen, daß es in eines jeden Belieben steht, wie er die Wörter und Buchstaben, die er zur Verfertigung seiner

Schrift

Schrift gebraucht, mischen wolle. Doch kann ich wohl so viel sagen, daß wir ohne Ruhm zu melden, eben so gut als unsre Feinde wißen, wo ein jeder Buchstaben hingehört.

Welches Wort es immer sey, das wir schreiben wollen, wir setzen allemal den ersten Buchstaben zuerst, und den letzten zuletzt. Was die Ordnung der Wörter unter sich betrift, so glaube ich, wir thun genug, wenn wir sie so setzen, daß die meiste Zeit ein Verstand herauskömmt. Können unsre Leser den Sinn manchmal nicht erreichen, so müßen sie es entweder ihrer Einfalt zuschreiben, oder denken, daß wir selbst nicht gewußt haben, was wir sagen wollten; und dann wäre es Unbescheidenheit, uns wegen einer Sache zur Verantwortung zu ziehen, wovon wir nicht im Stande sind, Rechenschaft zu geben.

Ich könnte nun aus dem bereits Gesagten den bündigen Schluß ziehen, daß unsre Schriften so ordentlich geschrieben sind, als man es nur immer fordern kann; aber ich sehe voraus, daß unsre halsstarrigen Feinde sagen werden,

es sey noch zu frühe. Die Grillenfänger werden sagen; Es komme in einer Schrift vornemlich auf die Gedanken an; wir aber dächten ganz verworren, und unsre Gedanken kämen alle über Kopf zu Papier. Dieser Einwurf bedeutet nichts, und ist, mit aller Bescheidenheit zu sagen, im höchsten Grade abgeschmackt. Ich könnte nur darauf antworten: Es sey, ihrem eignen Geständniße nach, unmöglich, daß wir unordentlich dächten, weil sie sagten, wir dächten gar nicht. Denn quicquid non est simpliciter tale, illud non est cum addito tale; (einer Sache, die gar nicht ist, läßt sich auch keine Eigenschaft zuschreiben.) Allein ich will sie so schimpflich nicht abfertigen. Ich bitte sie nur, mir zu sagen, woher sie denn wißen, daß die Gedanken in unsern Schriften nicht in gehöriger Ordnung stehen? Sie können ja unsre Gedanken nicht sehen, weil sie unsichtbar sind, und können also nicht anders als nur nach den Zeichen, mit welchen wir sie andeuten, von denselben urtheilen. Diese Zeichen sind die Worte, aus welchen unsre Bücher zusammengesetzt sind. Da nun diese Worte, wie ich schon gezeigt habe, so or-

dentlich von uns gesetzt werden, und überdies kein Schriftsteller verbunden ist, dem andern von der Art seiner Wort-Mischung Rede und Antwort zu geben, so sehe ich nicht, wie die Gedanken, welche durch die Worte angedeutet werden, in unsern Schriften unordentlich unter einander gemischt seyn können, und was für ein Recht unsre Feinde haben, über die von uns beliebte Ordnung, wenn sie ihnen nicht anständig ist, zu spotten.

Zwar muß ich bekennen, daß wir in der Wahl unsrer Gedanken und der sie bezeichnenden Worte eben nicht sehr eckel sind. Wir schreiben sie hin, so wie sie uns einfallen; wir halten aber auch dafür, daß gerade dies unsern Schriften den Character der Originalität giebt; wir sind überzeugt, daß dies nicht nur gemächlich, sondern löblich und ein klarer Beweis unsrer Vortreflichkeit ist. Ich verdenke es allerdings unsern Feinden nicht, daß sie sich beym Schreiben mit der ängstlichen Wahl der ihnen beyfallenden Gedanken quälen, und sich kaum entscheiden können, welchen Einfall sie zuerst zu Papier bringen wollen. Denn

ihre Gedanken sind nicht alle gleich gut. Allein sie werden dann auch so gut seyn, und nicht von uns verlangen, daß wir uns eben so sehr quälen sollen. Wir haben dies nicht nöthig, weil unsre Gedanken alle gleich gut sind, und also wenig daran gelegen ist, welcher zuerst oder zuletzt hingeschrieben werde. Dies giebt uns einen besondern Vorzug vor unsern Feinden, und erleichtert uns die Geburt ungemein, so daß wir gemeiniglich mit dem ersten Gedankenwurf sogleich in die Preße eilen können. In den Köpfen der guten Schriftsteller geht es nicht anders, als in dem Leibe der **Rebecka**. Die Gedanken stoßen sich darin, wie die Kinder, die unter dem Herzen dieser Erzmutter lagen. Ja das Gedränge der Gedanken, von denen immer einer eher als der andre heraus will, ist so groß in dem Gehirne dieser Unglückseligen, daß man sich nicht verwundern dürfte, wenn viele in der Geburt stürben.

Dergleichen unglückliche Zufälle haben wir nicht zu befürchten; es geht uns, Gott seys gedankt, nie unrichtig. Unsre Gedanken sind ein-

einander vollkommen gleich; sie leben in Frieden und streiten sich nicht um den Rang; sie drängen sich nicht, sondern gehen ohne alle Ceremonie, so wie die Reihe sie trift, aus Mutterleibe hervor. Soll dies eine Unordnung heißen, so müßen unsre Feinde glauben, daß außer den öffentlichen Proceßionen keine Ordnung zu finden, und zum Beyspiele in einer Gesellschaft guter Freunde nichts als Verwirrung und Unordnung anzutreffen sey. Sie werden hoffentlich so toll nicht seyn, dies behaupten zu wollen. Warum bilden sie sich aber denn ein, daß unsre Schriften darum unordentlich seyen, weil wir keine Rangordnung unter unsern Gedanken eingeführt haben? Da unsre Gedanken alle gleich gut sind, so kann es unsern Schriften nicht an Ordnung gebrechen, wenn wir auch die Gedanken noch so wunderlich durch einander werfen. Ja unsre Schriften werden eben dadurch um so künstlicher. Man sehe sie von vorne, von der Seite, oder von hinten zu an; so wird man allezeit eine Ordnung darin finden; daher sagen auch unsre Feinde selbst, man könne sie, ohne Gefahr, sich zu verwirren, von hinten so gut

als von vorne lesen, was nach unsrer beßten Ueberzeugung ganz und gar kein Tadel ist, da man daßelbe von sehr berühmten Schriften sagen kann, die in Fragmenten geschrieben sind. Unsre Feinde haben hier ganz Recht; es steht ihnen aber sehr übel, sich deßen ungeachtet über die Unordnung in unsern Schriften zu beklagen.

Wer die Gründe, womit ich die Ungereimtheit dieser Klagen dargethan habe, gebührend erwägt, wird mit Händen greifen, wie unmöglich es sey, daß sich die geringste Unordnung in unsre Schriften einschleiche. Denn da unsre Gedanken einander vollkommen gleich sind, so kann es nicht fehlen, es muß eine Uebereinstimmung unter ihnen seyn, sie mögen auch gemengt seyn, wie sie wollen. Ja ich stehe gut dafür, daß wenn man die Blätter der Schriften einiger meiner beßten Freunde in ein Lotterierad würfe, und nach öftern Umdrehungen des Rades wieder von einem Waisenknaben herausziehen laßen würde, ein Werk zum Vorschein käme, das, wo nicht beßer, doch allemal so gut seyn würde, als alles, was diese Männer je geschrieben haben.

Wenn das nicht Bewunderung verdient, so will ich Unrecht haben.

3.

Nachdem ich also nun auch den ungegründeten Vorwurf einer erdichteten Unordnung von den schlechten Schriftstellern so gründlich und vortreflich abgelehnt habe, so gehe ich mit einer einem schlechten Schriftsteller anständigen Zufriedenheit weiter, und beleuchte dasjenige, was die guten Schriftsteller an unserer **Schreibart** auszusetzen haben. Da sie in allen Stücken so eckel und von so verwöhntem Geschmacke sind, so darf es niemanden befremden, daß ihnen unsere Schreibart nicht **zierlich** genug ist. Sie rümpfen die Nase, wann sie unsere Schriften lesen, und drücken ihren Widerwillen durch die bittersten Worte aus. Sie klagen, daß unsre abscheuliche Schreibart ihnen ein entsetzliches Reißen in den Eingeweiden verursache, und sie geberden sich so übel dabey, daß man beynahe davor erschrecken sollte. Allein ich kenne diese Herren beßer, und muß über ihren Eckel und über ihre Geberden nur lachen. Ich glaube auch, daß alle,

die mir die Ehre erweisen, meine Schrift bis hieher zu lesen, schon begreifen werden, daß diese übergroße Zärtlichkeit unsern Feinden weit mehr zur Schande gereicht, als uns der Vorwurf, den sie uns machen, gesetzt auch, daß er noch so gegründet seyn sollte.

Ein weiser Mann befleißigt sich in allen Dingen der Mäßigung, und sieht also die ängstliche Bemühung, mit Geschmack zu schreiben, als eine Schwachheit an, die sich für ihn nicht schickt, und die sich auch ein Kraftgenie noch nie hat zu Schulden kommen laßen. Unsre Vorfahren, die alten Teutschen, waren gewiß ganz andere Leute als wir, und ihre Tugenden setzten selbst diejenigen in Erstaunen, die von den großen Vorzügen unsrer Väter am meisten abgewichen sind. Man sehe aber die Schreibart dieser vortreflichen Männer an. Ich frage: Ist Geschmack, ist Zierlichkeit darin? Ist sie nicht vielmehr ganz rauh und ungefeilt? Und dies aus keiner andern Ursache, als weil ihre Sitten von aller Ueppigkeit und Verzärtelung entfernt waren; talis hominibus fuit oratio, qualis vita; (sie sprachen,

wie sie handelten; sie schlugen mit Fäusten drein.)

Wenn wir daher sonst an nichts erkennen könnten, wie sehr wir aus der Art geschlagen, so könnten wir es zur Noth aus den so zierlichen, abgerundeten, wohltönenden Perioden schließen, die in unsern Zeiten leider so sehr überhand genommen haben und wovon man sogar nach gerade traurige Spuren in dem Kanzleystil wahrnimmt, in dem sonst durchaus nichts von gutem Geschmack, nichts von schöner Schreibart wahrgenommen werden durfte. Dergleichen mühsame Künsteleyen sind, wie **Seneka** richtig bemerkt, ein sicheres Kennzeichen eines verderbten Staats; wo man am Stil so sehr putzt, da steht es schlecht um gute Sitten, um Ruhe und Ordnung im Staate, um die öffentliche Tugend. „Si disciplina civitatis laboravit, sagt er, „et se in delicias dedit, argumentum est „luxuriae publicae orationis lascivia.“ (Wenn der Staat in Verfall gerathen und weichlich geworden ist, so verräth sich diese Entkräftung des gemeinen Wesens durch die

Ueppigkeit der herrschenden Schreibart.) Er giebt einen Grund dafür an, der gewiß bündig ist. „Non poteſt, ſagt er, alius eſſe inge„nio, alius animo color. Si ille ſanus eſt, „ſi compoſitus, gravis, temperans, inge„nium quoque *ſiccum* et ſobrium eſt.“ (Denn wie der Character, so auch die Schreibart; das Gegentheil läßt sich nicht denken. Ist jener gesund, gesetzt, würdig, gemäßigt, so ist diese auch **trocken** und nüchtern.) Das Zeugnis eines Mannes, der selbst so zierlich geschrieben, muß nothwendig bey unsern Widersachern viel gelten, und ich hoffe, sie werden sich dadurch bewegen laßen, in Zukunft von unsrer unzierlichen und trocknen Schreibart etwas milder zu urtheilen.

Um dies von ihnen zu erhalten, will ich ihnen noch eine Stelle aus ihrem **Seneka** zur Ueberlegung mittheilen, aus welcher sie lernen können, wie wenig ein Mann, deßen Urtheil sie so sehr trauen, auf die Zierlichkeit, deren Mangel ihnen unsre Schreibart so unausstehlich macht, gehalten hat. „Cujuscum„que, ſagt er, orationem videris ſollicitam

„et

„et politam, ſcito, animum quoque non
„minus puſillis occupatum. Magnus ille
„remiſſius loquitur et ſecurius; quaecum-
„que dicit, plus habent ſiduciae quam
„curae. Noſti complures juvenes, barba et
„coma nitidos, de capſula totos; nihil ab
„illis ſperaveris forte, nihil ſolidum. Ora-
„tio vultus animi eſt; ſi circum tonſa eſt
„et fucata et manufacta, oſtendit, illum
„quoque non eſſe ſincerum, et habere ali-
„quid fracti. Non eſt ornamentum virile,
„concinnitas.“ (Wer in ſeinem Ausdruck
übertrieben ſorgfältig und geputzt iſt, deßen
Geiſt beſchäftigt ſich auch ſicher mit kleinlichen
Gegenſtänden. Ein großer Geiſt drückt ſich
nachläßiger aus; was er ſagt, zeugt mehr von
Zuverſicht, als von Begierde zu gefallen. Es
giebt viele junge Leute, die ſich auf das zier-
lichſte putzen; man mögte ſagen, ſie kämen
vom Kopf bis zum Fuße aus einer Schachtel;
von ſolchen erwarte man nichts Männliches,
nichts Gründliches. Der Ausdruck iſt der
Spiegel der Seele. Iſt er ringsum beſchnit-
ten, geſchminkt und gekünſtelt, ſo zeigt dies,
daß auch die Seele nicht ohne Falſch iſt, daß

nicht mehr alles an ihr ganz ist. Zierlichkeit ist nicht die Zierde des Mannes.) Goldne Worte! Ists nicht, als wenn der vortrefliche Seneka den Vorsatz gehabt hätte, uns gegen unsre unbillige Verfolger zu vertheidigen? Er hat es so nachdrücklich gethan, daß ich es nicht beßer zu machen weiß. Unsre Feinde können von ihm lernen, wie eitel und weibisch ihre Bemühung, und wie unanständig einem rechtschaffenen Manne eine zierliche Schreibart ist. Sie werden demnach so gütig seyn, und die Unzierlichkeit der unsrigen nicht weiter verachten. Wir haben es ihnen so oft gesagt, daß wir männlich schreiben, und nun hören sie von einem Schriftsteller, den sie gewiß keiner Partheylichkeit beschuldigen können, daß eine männliche Schreibart keinen Schmuck vertrage. Wenn das sie nicht überzeugt, daß das Recht auf unsrer Seite ist, so ist alle Hofnung an ihnen verloren.

Sie irren sich auch, wenn sie sich einbilden, daß unsre Schreibart durch den Mangel an Zierlichkeit allen Reitz verliere, und aufhöre schön zu seyn. Sie findet doch ihre Liebhaber

und ist um so viel schöner, je natürlicher und ungekünstelter sie ist. Ein geputztes und geschminktes Gesicht fällt sehr in die Augen; aber das sind die rechten Schönheiten, die auch ungeputzt gefallen. Unsre Schreibart hat gerade diese glückliche Eigenschaft; sie ist schön, eben darum, weil sie eine natürliche Wildheit hat; sie ist, wie die Möpse, speciosa ex horrido, durch ihre Häßlichkeit schön; und wir würden sie verderben, wenn wir daran künsteln wollten.

Ja wenn wir auch dies thun wollten, so wäre es noch die Frage, ob wir es unsern Feinden zu Dank machen würden. Wir sind mit diesen eigensinnigen Kunstrichtern übel daran. Schreiben wir natürlich und männlich, so ist es ihnen nicht recht; schreiben wir zierlich und künstlich, so verhöhnen sie uns. Diejenigen aus unserm Mittel, die man unter dem Namen schlechter Dichter in einen übeln Ruf zu bringen sucht, erfahren es täglich. Diese zierlichen Herren putzen sich ungemein heraus, weil sie oft zur Hochzeit gehen. Ihre Gedichte sind prächtig geschmückt, sie prangen

mit

mit Gold, mit Silber, mit Erz und mit Edelgesteinen. Sie gleichen dem Wagen des Phöbus.

Aureus axis erat, temo aureus, aurea
summae
Curvatura rotae; radiorum argenteus
ordo;
Per juga Chrysolithi, positaeque ex
ordine gemmae
Clara repercusso reddebant lumina
Phoebo.

(Golden die Axe, die Deichsel golden, die
Schiene des Rades;
Silbern die Speichen; der Pferde Geschirr
geschmückt mit gereihten
Edelgesteinen; sie strahlten den Glanz des
leuchtenden Phöbus
Herrlich zurück.

Und wer sie mit gläubigen Augen ansieht, findet darin einen Vorschmack des neuen Jerusalems. Aber, des alles ungeachtet, kommen sie unsern Feinden eben so lächerlich vor,

als

als Molieres Precieuses ridicules; und so höhnisch diese Querköpfe denjenigen meiner Brüder, die wie ich in ungebundener Rede schreiben, ihre unzierliche Schreibart vorwerfen, so übel sind sie mit der Zierlichkeit meiner geliebten Brüder, der schlechten Dichter, zufrieden. Es ist ein Jammer anzusehen, wie sie mit diesen würdigen Männern umgehen, die doch keine Unkosten sparen, um ihren Lesern Vergnügen zu machen. Sie laßen ihnen beynahe so wenig Ehre als den Nachdruckern, und haben sie so weit heruntergebracht, daß man kaum glauben sollte, sie stammten in gerader Linie von dem Könige Midas, glorwürdigsten Andenkens, ab, wenn nicht ihre hohe Abkunft dadurch außer allen Streit gesetzt würde, daß alles, was sie berühren, Gold wird.

Da sich nun unsre Feinde so offenbar in ihren Urtheilen widersprechen, so verdienen sie nicht, daß man sich an sie kehre. Sie wißen nicht, was sie wollen; bald schreiben wir ihnen zu zierlich, bald nicht zierlich genug. Es ist uns also nicht zu verdenken, wenn wir sie sagen laßen, was ihnen gefällt, und für unsre Perso-

nen vest dabey bleiben, es sey eine Thorheit, zierlich zu schreiben, wenn man nicht gerade Verse macht. Denn freylich bin ich weit entfernt, auf den Hals meiner Brüder, der schlechten Dichter, ein Joch legen oder ihrer Verschwendung Ziel und Maaß setzen zu wollen. Diese meine geliebten Brüder mögen mit den Schätzen, welche ihnen nicht sauer werden zu verdienen, nach Belieben wirthschaften. Je reichlicher und freygebiger sie ihre Kostbarkeiten ausspenden, um so lieber ist es mir. Ich sage nur, daß ich und meines gleichen beßer thun, wenn wir uns der gekünstelten und zierlichen Schreibart, worauf unsre Feinde einen so hohen Werth legen, gänzlich enthalten.

Denn gewiß, die gar zu ängstliche Sorgfalt, mit welcher die guten Schriftsteller ihre Worte wählen, und ihre Schriften schmücken, steht einem weisen Manne, der sich mit Kleinigkeiten nicht aufhält, ganz und gar nicht an, und insonderheit hat ein schlechter Schriftsteller nicht nöthig, sich so viele Mühe zu geben. Wir können ohnedem glücklich seyn. Kehren wir

uns nur nicht an die Reden unsrer Feinde, sondern setzen denselben standhaft eine großmüthige Verachtung entgegen, sind wir nur mit uns selbst zufrieden und dünken uns damit groß, daß wir Eigenschaften besitzen, die andern lächerlich vorkommen, bilden wir uns nur ein, daß wir um so gelehrter sind, je weniger Lust wir haben, etwas zu lernen, so ist unsre Glückseligkeit vest genug gegründet. **Seneka**, der uns sehr genau muß gekannt haben, sagt ausdrücklich: „Ad hanc tam ſolidam felicitatem, quam „tempeſtas nulla concutiat, non perducent „te apte verba contexta, et oratio fluens „leniter. Eant ut volent, dum animo „compoſitio ſua conſtet, dum ſit magnus, „et opinionum ſecurus, et ob ipſa, quae „aliis diſplicent, ſibi placens: qui profe„ctum ſuum vita aeſtimet, et tantum ſcire „judicet, quantum non cupit, quantum „non timet.“ (Zu jener unerschütterlichen Glückseligkeit, die keinen Sturm mehr fürchten darf, führt keine künstliche Stellung der Worte, kein sanft fließender Stil. Mögen die Worte dahinfließen, wie es ihnen beliebt, wenn nur die Seele ihr Gleichgewicht behält, wenn

sie

sie nur stark genug in sich selbst ist, durch fremde Meinungen in ihrer Ruhe nicht gestört wird, und an sich selbst, gerade um desjenigen willen, was andern misfällt, ein Wohlgefallen hat, indem sie ihre Fortschritte nur nach ihrem Selbstbewußtseyn abmißt, und nur insoferne etwas zu wißen glaubt, als weder Furcht noch Verlangen auf ihr Erkenntnisvermögen wirkt.) In diesen Worten faßt Seneka alles, was ich von den Vortreflichkeiten der schlechten Schriftsteller und von ihrer Glückseligkeit sagte, kürzlich zusammen. Es ist glaublich, daß der ehrliche Mann das Elend der guten Schriftsteller erkannt, und ob es ihm selbst gleich unmöglich war, sich diesem Elende zu entreißen, doch wenigstens den Freund, an den er dies schrieb, vor Schaden warnen, und ihm den rechten Weg zur wahren Glückseligkeit eines Schriftstellers zeigen wollte. Dies ist auch meine Absicht in Ansehung unsrer Widersacher, und ich schmeichle mir, bis dahin mein Beßtes gethan zu haben, um diese redliche Absicht zu erreichen.

4.

Auch in Ansehung des letzten Mangels, den die guten Schriftsteller an unsern Schriften entdeckt haben, soll es mir, wie ich hoffe, glücken, zu zeigen, daß er uns keinesweges schimpflich ist; ja ich gedenke auch aus diesem Mangel unsre Vortreflichkeit so ungezwungen herzuleiten, daß, wer meine Schrift liest, darüber erstaunen soll.

Unsre Widersacher werfen uns nemlich vor, es sey kein Geist in unsern Schriften. Ich könnte sie, wenn ich nicht eine Ehre darin setzte, ein großmüthiger Gegner zu seyn, recht in Verlegenheit setzen, wenn ich sie aufforderte, mir zu sagen, was denn Geist sey, und wenn sie mir nun keine Erklärung davon in logischer Form geben könnten, außer allenfalls eine kantische, die kein Christ versteht, und sie sich nun einander, betroffen über ihre nicht vermuthete Unwißenheit, anblickten, und sich nur durch Bilder und Vergleichungen, durch Anführung der Wirkungen deßen, was sie Geist nennen, wie Belletristen aus der Sache zu ziehen wüßten, wo sie eigentlich bey der Klinge

bleiben und philosophiren sollten, wie große Vortheile könnte ich von ihrer Verlegenheit ziehen, und wie beschämt müßten sie da stehen, wenn ich ihnen nur ihren Vorwurf wieder in Erinnerung brächte, nach welchem etwas in unsern Schriften nicht vorhanden seyn soll, wovon sie nicht einmal im Stande sind, bestimmt zu sagen, was es sey, und das also ein wahres Ich weiß nicht was ist, wovon kein Mensch einen deutlichen Begriff hat!

Ich will es aber wie der Gott des Meeres in **Virgils** Aeneide dabey bewenden laßen, ihnen zu zeigen, was ich thun könnte, wenn ich alle meine Kräfte brauchen und mich in alle Vortheile setzen wollte. Ein solches edelmüthiges Quos ego — (Wenn ich Euch packe! —) von dem dazu gehörenden Mienenspiel und Faustausdruck begleitet, hat schon manchen Gegner bescheidener, und schärfere Maaßregeln gegen ihn unnöthig gemacht; es sollte mir sehr lieb seyn, wenn es auch unsern Gegnern mehr Achtung für uns einflößte und sie einmal eine kleine Ahndung bekämen, daß wir einen viel feinern Sinn für die Schwächen ihrer

ihrer Argumente haben, als sie uns bis dahin nicht zutrauten. Gewiß wir wollen nicht ihr Verderben; wenn es möglich wäre, daß sie noch in sich selbst schlügen, und ihr Unrecht gegen uns erkennten, wir wollten ihnen sogleich Frieden anbieten; ja wir wollten ihnen mit der Großmuth **Augusts** gegen **Cinna** entgegenschreiten und ihnen mit aller theatralischen Würde sagen: Soyons amis. (Laßt uns Freunde seyn!)

Da indeßen dies leider nicht zu hoffen steht, so will ich nur noch mit wenigen Worten das unpartheyische Publikum, das zwischen den guten und schlechten Schriftstellern richten soll, und, wie ich höre, die Acten oft sehr flüchtig liest, auf das Widersprechende in der Beschuldigung unsrer Gegner aufmerksam machen, ohne mich darüber weiter in einen unendlichen Streit mit ihnen selbst einzulaßen. Ein verehrliches Publikum wolle dies nicht so auslegen, als wollte ich es über etwas belehren, worüber es gewiß keiner Belehrung bedarf, oder als zweifelte ich einen Augenblick an seinem Scharfsinn; meine Absicht ist nur,

seiner Aufmerksamkeit auf die Hauptmomente unsers Streits mit den guten Schriftstellern, bey der Menge von Geschäften, womit es überhäuft ist, einiger Maßen zu Hülfe zu kommen, und ich denke nicht, damit dem Respekt zu nahe zu treten, den ich ihm billig als meinem Richter schuldig bin.

Wir werden beschuldigt, unsre Schriften seyen geistlos; und wir, die wir gerne auch vom Feinde Belehrung annehmen, fragen also, da wir aufrichtig hier unsre Unwißenheit gestehen, uns gefälligst zu sagen, was Geist sey; denn wenn wir dies nur einmal wüßten, so wollten wir von Herzen gerne alles, was in unserm Vermögen steht, aufbieten, um diesem angeblichen Mangel in unsern Schriften abzuhelfen. Aber siehe da! unsre Feinde sind, wenn wir hierauf Antwort verlangen, an Händen und Füßen zu kalt, und wißen uns keine klare und runde Antwort zu geben. Ist es nun, fragen wir, zu verantworten, daß man unsern Schriften Geist abspricht, und uns doch nicht sagen kann, was eigentlich Geist ist? Dies ist die gerechee Beschwerde, die

die wir gegen unsre Gegner führen, und die uns berechtigt, bey einem hochpreislichen Publikum demüthig zu suppliciren, daß den Anwälden unsrer Gegenparthey so lange untersagt werde, uns Geistlosigkeit vorzuwerfen, bis sie uns gesagt haben, was unter Geist zu verstehen sey.

Ich weiß zwar wohl, wie sie sich in dieser Sache zu helfen suchen. Sie sagen, eine geistlose Schrift mache keinen Eindruck auf den Leser, sie sey langweilig, sie gebe dem Leser keine neue Gedanken, und stoße auch keine in ihm an, sie fache keine edle Gefühle, keine große Gesinnungen, keine männliche Entschließungen in dem Leser an, sie wecke keine Reminiscenzen in seiner Seele, sie laße kein Verlangen nach sich zurück, und was des Wischiwaschis mehr ist; eine geistreiche Schrift hingegen, sagen sie, bringe diese Wirkungen in dem Leser hervor, der solcher Eindrücke empfänglich sey. Und das sollen wir nun für eine Erklärung deßen, was sie Geist heißen, halten, wenn wir so gut sind, es dafür anzunehmen; ich will mich aber auf jeden Primaner, der auch nur

 ein

ein halbes Jahr Logik gehört hat, berufen, ob er sagen könne, daß damit etwas von dem, was wir eigentlich zu wißen verlangen, erklärt sey — vorausgesetzt, daß er etwas von diesem Galimathias versteht.

Doch ich will einmal annehmen, daß das, was unsern Schriften diesfalls fehlen soll, darin bestehe, daß sie nicht vermögend seyen, die Impulsionen, Bewegungen, und Wirkungen in der Seele des Lesers hervorzubringen, die von sogenannten geistreichen Schriften hervorgebracht werden sollen; ich muß alsdann nur bey mir selbst lachen, daß unsre Feinde nicht merken, daß sie sich mit ihren eignen Waffen schlagen, und über viele ihrer beßten Freunde und treusten Bundesgenoßen das in ihren Augen so schimpfliche Urtheil der Schlechtigkeit aussprechen, das sie denn doch, selbst nach unserm Zeugniße, in keinem Falle verdienen. Ich sehe schon, daß unsre Feinde bey dieser Behauptung gewaltig aufhorchen, und mir gerne Schuld geben mögten, ich griffe auf eine ungeschickte Weise in das edle Vorrecht guter Schriftsteller, Paradoxen aufzustellen, ein;

ich will sie aber gebeten haben, des Sprüchworts eingedenk zu seyn: „Bien rit qui rit le „dernier;" (wer zuletzt lacht, der lacht gut;) vielleicht dürfte die Sache eine ganz andre Wendung nehmen, als sie sich vorstellen, und eine große Beschämung ihnen bevorstehen. Ich sage also: Es leidet keinen Zweifel, daß es mehrere anerkannt gute Schriftsteller giebt, die mit Vernunft, in beßter Ordnung und mit Geschmack schreiben und denen doch meines Wißens noch kein Mensch nachgeredet hat, daß ihre Schriften geistreich wären; denn niemand will zum Beyspiele sagen, daß sie in dem Leser Verlangen und Sehnsucht nach sich zurücklaßen, oder feine geistige Reminiscenzen in seiner Seele wecken, was doch als ein Verdienst der geistreichen Schriften gepriesen wird; ich habe im Gegentheil schon mehrere Personen, die gewiß niemand zu unsrer Parthey rechnen wird, und deren Urtheil also gewiß unpartheyisch ist, im Vertrauen von diesen Schriften sagen hören, sie seyen unstreitig sehr vernünftig, auch korrekt und zierlich geschrieben, aber sie müßen doch gestehen, daß sie ihnen herzlich langweilig seyen, und es koste ihnen immer einige Ueberwindung, sie

zu lesen, ob sie gleich kein Wort daran zu ändern wüßten. Ist dies nicht ein überzeugender Beweis, daß man für einen guten Schriftsteller gelten kann, ohne daß man eben das, was man Geist heißt, in seine Schriften zu legen nöthig hat? Mir deucht also, man kann es damit halten, wie man will; und ohnedem muß jeder seinen Schritt nach seinen Beinen einrichten; wer Geist hat und damit zu schalten und zu walten weiß, der mag denn eben zum Ueberfluß auch noch dies in seine Schriften legen, ob ich mich gleich gerne bescheide, mich hierauf nicht zu verstehen; wem aber diese problematische Gabe versagt ist, gegen den muß man, wie ich glaube, billig seyn, und nichts von ihm verlangen, was nicht in seinem Vermögen steht zu leisten.

Wenn ich ferner bedenke, was für ein gefährliches Geschenk, selbst nach dem Urtheil unsrer Feinde, die übrigens gute Mutter Natur denjenigen macht, die sie mit Geist begabt, und auf was für traurige Abwege schon oft, ja beynahe gemeiniglich, Männer von Geist gerathen sind, so haben wir Ursache, das gütige Schicksal zu preisen, das uns mit diesem Geschenk verschonte

schonte und eben dadurch vor diesen Abwegen verwahrte. Zwar wollen sich oft diese Männer von Geist, selbst wenn sie es nicht läugnen können, zu welchen Verirrungen ihr göttliches Genie, wie sie es selbst bescheiden genug nennen, sie verleitet hat, vor uns nicht demüthigen, und dünken sich groß damit, daß sie sagen: Es gebe dumme Streiche, deren kein gemeiner Kopf fähig sey. Ich bin aber überzeugt, daß jeder Unbefangene fühlt, daß es weit beßer wäre, wenn diese excentrischen Geister, statt von sich selbst so sehr eingenommen zu seyn, ihr Elend beweinten, ein aufrichtiges peccavi anstimmten, uns Gerechtigkeit wiederfahren ließen, und sich selbst unter uns erniedrigten, um mit der Zeit bis zu uns erhöht zu werden. Es bleibt doch allemal wahr, daß, wer das Schwerdt nimmt, und ein solches Schwerdt ist ja, nach aller Welt Zeugniß, dies sogenannte göttliche Genie, auch durch das Schwerdt umkommt, und daß also, wer zu gutem Glücke kein solches Schwerdt hat, beym Leben bleibt, und zu seiner Zeit nur eines natürlichen seligen Todes stirbt.

Man glaubt vielleicht, ich spiele hier auf den bleichen hohlwangigen Werther an, der sich selbst

bekanntlich ein Leid anthat, und eben deswegen glaubte, er sey ein Genie und habe viel Geist. Aber schon Seneka hat gesagt, daß große Geister zum Selbstmord beynahe unüberwindlich versucht werden, was doch, Gott sey ewig dafür gelobt, uns schlechten Schriftstellern, wofern wir nur keine schlechten Menschen sind, noch niemand nachgeredet hat. „Nunquam, sagt er, „magnis ingeniis cara in corpore mora; „exire atque erumpere gestiunt; aegre has „angustias ferunt, vagi per omne sublime „et ex alto assueti humana despicere." (Keinem großen Geiste ists lieb, sich lange in diesem Körper aufzuhalten; immer verlangen solche Seelen, diese Herberge zu verlaßen und in die Freyheit zu kommen; es ist ihnen in diesem Kerker viel zu enge, da sie das ganze Weltall als ihr Vaterland ansehen, und gewohnt sind, von der Höhe auf die menschlichen Angelegenheiten herabzuschauen.) Ich denke, dies ist der beßte Beweis von dem, was dieser beynahe zu ehrliche Mann an einer andern Stelle sagt: „Nullum magnum ingenium sine „mixtura dementiae fuit." (Jeder große Geist hat eine Portion Wahnsinn.) Er will

es zwar nachher wieder ein wenig ins Feine bringen, wenn er sagt: Ohne diese Portion Wahnsinn würden sie auch nichts Großes leisten, würden auch nicht in einer heiligen Begeisterung der Erde sich zu entschwingen vermögend seyn. Aber bald darauf sagt er abermal: Sie seyen auch dann nicht recht bey Sinnen, nicht recht bey sich selbst, oder haben, wie mehrere große Herren, eine Gemüthskrankheit, und sie könnten es auch nicht so weit bringen, wenn sie bey gesundem Verstande wären. „Non poteſt, „sagt er, mens grande aliquid et ſupra ce- „teros loqui, ohne diese Mixtur von Wahn- „sinn. Non poteſt ſublime quicquam et in „arduo poſitum contingere, *quamdiu apud* „*ſe eſt.*" Mit Recht vergleicht er darum auch diese großen Geister mit ausreißenden Pferden. Desciſcat oportet a ſolito, et efferatur, et mordeat fraenum et rectorem rapiat ſuum, eoque ferat, qua per ſe (also bey gesundem Verstande) timuiſſet aſcendere, was ich nicht einmal übersetzen mag, da hier die Männer von Geist sogar mit unvernünftigen Thieren verglichen werden.

Die tägliche Erfahrung, die beßte Lehrerinn, lehrt uns auch, daß die geistreichsten Menschen, in der Regel, nichts weniger als die gemeinnützigsten sind, daß man vielmehr die brauchbarsten, gemeinnützigsten Männer in jedem Stande unter denjenigen findet, denen die Natur keinen Funken Geist, sondern nur gesunden Verstand für den täglichen Gebrauch verlieh, und die dabey diesen Verstand, wenn sie ein gelehrtes Handwerk treiben, auf hohen und niedern Schulen nicht brach liegen ließen, sondern sich ordentliche Kenntniße in ihrem Fache erwarben. Man darf auch nur ein wenig nachdenken, um dies sehr begreiflich zu finden. Die Männer von Geist und Genie wissen sich selten in die einmal wohl hergebrachte Observanz in ihrem Stand und Berufe zu fügen; sie haben, was ich oft mit wahrem Mitleiden bemerkte, keinen Sinn für das, was die Leute einmal gewohnt sind, und wobey sie sich von jeher wohl befanden; sie durchdringen nicht die feinen, kleinen Rücksichten und Achtsamkeiten, die man in der Welt nun einmal beobachten muß, wenn man beliebt werden will; sie geben sich keine Mühe, sich zu insinuiren; sie

wißen sich nicht genug herabzulaßen; sie eckeln gar zu merklich alles an, was sie Schlendrian und Pedanterey nennen, und was doch gewiß auch seine respektable Seite hat; sie haben leicht Langeweile, und wißen die Neuigkeiten des Tages weder con amore zu erzählen, noch mit Wärme und Intereße anzuhören; sie verderben es leicht durch Vernachläßigungen mit denen, die sie im Vertrauen dumm und eitel nennen; sie verstehen auch viel zu wenig die in der Welt unentbehrliche Kunst, jeden mit sich selbst zufrieden zu erhalten, jedem den seligen Glauben zu laßen, daß er schon ein Bidermann und auf dem rechten Wege sey; sie wollen gewöhnlich in ihrem Stande eine neue Bahn brechen, und alles um sich her klüger und beßer machen, und sind so kurzsichtig, daß sie nicht begreifen, wie sehr sie jeden Ehrenmann beleidigen, wenn sie ihn merken laßen, daß er noch nicht klug und gut genug sey. Man muß gestehen, wenn man dies alles bedenkt und sich nicht vorsetzlich wie Pharao gegen die Wahrheit verhärtet, daß gemeine Menschen weit beßer mit den Leuten umzugehen wißen, weit beßer an ihren Nebenmenschen gewiße Dinge aushalten und ertragen

und genießen können, wobey geistreiche Menschen ein unüberwindliches Gähnen anwandelt, weit beßer sich in alle Verhältniße zu schicken wißen, ohne mit den Zähnen zu knirschen, daß man sich darein schicken soll, und ohne sich von Statuten des Pinselordens und von Schaafsköpfen etwas verlauten zu laßen, und daß sie also eine viel zu große Ueberlegenheit über Männer von Geist besitzen, um nicht die Palme der Gemeinnützigkeit neben ihnen davon zu tragen.

Das ist aber noch nicht einmal alles; ich gehe noch einen Schritt weiter und behaupte, daß die sogenannten geistreichen Menschen nicht nur in die Verhältniße des trivialen bürgerlichen Lebens nicht gut paßen und zum Beyspiele Bedienungen, denen ein gemeiner Mensch oft mit Würde und Beyfall vorzustehen weiß, selten gut bekleiden, wenn nicht ganz unbrauchbar dafür sind, sondern daß vornemlich sie in allen Fächern das Unheil anrichten, über das allgemein geklagt wird. Stünden überall nur gemeine Menschen den Dingen vor, so würde alles in seinem Gleise beständig fortgehen; kein Mensch würde zwar höher gehoben und weiter

ge-

gebracht; aber kein Mensch würde auch klagen; es würde nichts Erhebliches vorfallen und so gienge bis zum jüngsten Tage alles seinen ruhigen, friedlichen Weg. Allein die Männer von Geist verderben alles, und die Folgezeit wird die schönen Früchte ihrer Bemühungen noch reifen sehen. Zu gutem Glücke sind ihrer, wie der afrikanischen wilden Thiere, nicht so viele; sonst hätten sie die Welt schon längst aufgerieben; eine weise Vorsehung scheint hierin offenbar zu walten, damit nicht alles Gute, was noch in der Welt durch die gemeinen Menschen erhalten wird, zu Grunde gerichtet werde. Denn als **Theologen** pflegen die Genies, zumal die von der empfindsamen Art, die Weiblein gefangen zu nehmen, und die Religion durch ihre theologischen Phantasien in die augenscheinlichste Gefahr zu setzen. Als **Rechtsgelehrte** schreiben sie entweder den Potentaten Deductionen, die Land und Leute gefährden und das Elend des Kriegs oder das eiserne Joch des Despotismus über friedliche Provinzen bringen; oder sie legen in ihre Schriften die Keime der gefährlichsten Staatsrevolutionen, die vielleicht das halbe Eu=

Europa aus seinem Gleichgewichte bringen. Als Aerzte machen sie zur Verherrlichung ihrer Brodwißenschaft Experimente an unserm kranken Körper, und machen sich kein Gewißen, unser theures Leben durch gewagte Mittel auf das Spiel zu setzen. In der schriftstellerschen Welt machen bekanntlich nicht die gemeinen Schriftsteller, die den Leser weder hinreißen, noch überraschen, noch empören, sondern diejenigen, in denen ein Ueberfluß von Geist spuckt, den Kunstrichtern am meisten zu schaffen. Denn da können Jahrzehende, ja oft kann ein ganzes Menschenleben darauf gehen, ehe nur Ein solcher Geist ausgetrieben ist. Wer Geist hat, ergiebt sich so leicht nicht an die Rezensenten; und wenn sie zuletzt auch glauben, ihn zu Boden rezensirt zu haben, — ehe sie sich versehen, steht er in neuer Geisteskraft wieder da, und scheint ihnen ordentlich zum Poßen zu leben, um ihnen recht viel Dampf anzuthun.

Ueberlege ich dies alles bey mir selbst im Stillen, so kann ich nicht begreifen, wie man unsern Schriften Geistlosigkeit als einen Fehler vorwerfen kann. Mir deucht, eine geistlose

Schrift hat das unbestreitbare Gute, daß sie niemanden verführt. Man sagt: Ein Geist der Verführung ist ausgegangen — eben um anzuzeigen, daß in dem Geiste das Verführerische für so viele Menschen liegt; es ist deswegen etwas sonderbar, in den Bücherverboten der wachsamen Wienercensur auch mit unter ganz geistlose Bücher angezeichnet zu sehen, deren Verfaßer sich dieser zu schmeichelhaften Auszeichnung überheben könnten. Mehrere Schriftsteller von Ruf, gegen welche die Kunstrichter nun schon seit einem Menschenalter, und noch länger, zu Felde gezogen sind, und einen rühmlichen und glücklichen Krieg geführt haben, schrieben, was man auch übrigens von ihnen denken möge, doch nicht ohne Geist; dies gestünden selbst die Kunstrichter ohne Bedenken, wenn es nicht gegen alle Regeln wenigstens des gelehrten Kriegs wäre, dem Feinde Gerechtigkeit wiederfahren zu laßen. Aber eben gerade das, daß Geist in ihren Schriften war, machte es jedem gewißenhaften Kunstrichter zur Pflicht, alle seine Kräfte und Hülfsmittel aufzubieten, um sie nicht aufkommen zu laßen, weil sie durch ihre

hinreißende Schreibart auf Ununterrichtete einen verderblichen Eindruck machten, und den völligen Sieg der guten Sache, derenthalben man schon beynahe allgemein einverstanden war, um eine ganze Geschlechtsfolge zurücksetzten. Hätten sie gemeiner geschrieben, sie hätten nicht so viele Anhänger gefunden, oder man wäre doch in weit kürzerer Zeit mit ihnen fertig geworden.

Freylich sehe ich schon voraus, daß ich am Ende nur tauben Ohren werde gepredigt haben, und daß unsre Feinde den Werth geistloser Schriften, und die große Gefährlichkeit geistreicher Schriftsteller nicht anerkennen werden; ich befürchte auch beynahe, daß derjenige Theil des Publikums, der unsre Schriften als geistlos verachtet, und sich einbildet, durch seine Urtheile das ganze Publikum nachgerade zu stimmen oder zu zwingen, mit ihm übereinstimmend zu denken, lieber unter der Anführung geistreicher Schriftsteller dem Verderben, als unter der Fahne geistloser Schriftsteller seinem Heile entgegengeht. Allein ein rechtschaffner Patriot giebt der erkannten Wahrheit Zeugnis,

nis, gleichviel ob sie seinen Zeitgenoßen gefalle oder nicht; er vertröstet sich der Zukunft, die seine wohlgemeinten Winke, Warnungen und Räthe gemeiniglich rechtfertigt. Wahrheiten zu sagen, die jedermann schon dafür anerkennt, ist keine Kunst und kein Verdienst; aber das ist löblich und groß, wenn man den Muth hat, Wahrheiten zu behaupten, die nach dreyhundert Jahren allgemein dafür gelten werden. So lange wird es vielleicht auch nicht einmal dauern, bis man sehen und mit Händen greifen wird, wohin die angeblich geistreichen Schriftsteller unser geliebtes Vaterland werden gebracht haben! Mögten die Großen der Erde, durch meine patriotischen Vorstellungen aufmerksam gemacht, ihnen noch zu rechter Zeit ihr gefährliches Handwerk legen, ehe sie sich durch ihre verführerischen Schriften der Herrschaft über die ganze Denkart ihrer Völker bemächtigt haben! Mögten sie uns, gedrängte Menschen, denen man gerne ein ewiges Stillschweigen auflegte, in ihren mächtigen Schutz nehmen, und uns den Wirkungskreis verschaffen, in den sich unsre Feinde, zur augenscheinlichen Gefahr für die Sicherheit ihrer Thronen, ge-

setzt haben! Wenn ich auch einiges nicht unrichtig deute, was mir wirklich zu versprechen scheint, daß die Großen schon an uns denken und auf uns rechnen, so stehen uns vielleicht bald goldne Zeiten bevor, und das Blatt wird sich mit uns wenden; doch scheint es mir bescheidener, hier nicht vorlaut zu seyn, und mit der Protection, unter der wir bald wieder thätiger als bis dahin werden dürften, nicht zu prahlen. Nur so viel darf ich wohl sagen: Man verkennt uns doch nicht überall: und gerade unsre sogenannte Geistlosigkeit gereicht uns bey Personen von Bedeutung, deren Namen ich aber keineswegs ins Spiel bringen will, zum Verdienste. Wer weiß, ob auch nicht vielleicht bey einem Reichstage, der mehr als der Klopstocksche sagen will, schon von uns gesprochen worden ist; einmal man scheint sich hie und da für die Ruhe der Staaten und die Aufrechthaltung einer guten Ordnung mehr von unsern Bemühungen als von der zu unruhigen Wirksamkeit unsrer Feinde, die vielleicht auch in den vielen geheimen Orden, denen man itzt zu Leibe geht, ihr großes verdecktes Spiel hat, zu versprechen.

II.

Nach allem bis dahin Gesagten, was so leicht nicht wird umgestoßen werden können, wird es mir nun noch ein leichtes seyn, die **Nothwendigkeit** der schlechten Schriftsteller, meinem Versprechen gemäß, eben so gründlich als ihre Vortreflichkeit zu behaupten.

Ich will mich hier der Kürze befleißigen, und frage nur unsre Feinde, ob die Buchhandlung und Buchdruckerey nicht ehrliche und dem gemeinen Wesen nützliche Gewerbe sind. Sie werden nicht anders als mit Ja antworten können. Sie müßen also auch gestehen, daß diejenigen, die einen so nützlichen Gewerb treiben, Leute sind, die verdienen, daß man ihnen alles Gute gönne, und ihre Nahrung befördere. Ich mögte aber gerne wißen, was die armen Buchführer und Buchdrucker, die Buchbinder noch nicht einmal gerechnet, wohl anfangen wollten, wenn keine schlechten Schriftsteller in der Welt wären? Wir geben bey weitem ihnen am meisten zu verdienen; sie leben von uns und müßten also betteln gehen, wenn wir aufhören würden zu schreiben. Von

den Werken der guten Schriftsteller würden sie das liebe Brod nicht haben. Ich will annehmen, es seyen in Deutschland nur sechstausend Personen, die von der Buchdruckerey und vom Buchhandel leben. Nun nehme man die Verzeichniße der neuen Bücher, die alle Messen herauskommen, nur von zehen Jahren her, und mache den Ueberschlag, wie viel gute darunter sind. Ich habe es gethan, und nach einer ziemlich genauen Ausrechnung gefunden, daß, ein Jahr ins andere gerechnet, ungefähr zehen Bücher von bleibendem Werthe zum Vorschein kommen. Was ist das unter so viele? Würde nicht eine große Menge ehrlicher Leute vor Hunger sterben müßen, wenn die schlechten und mittelmäßigen Schriftsteller, nach dem Wunsch unsrer Feinde, von dem Erdboden vertilgt wären?

Sie sollen freylich diesen Tag nie erleben; aber man sieht doch daraus, wie gemeinschädlich und wie lieblos gegen ihren Nächsten unsere Verfolger sind. Zwar wie kann man von ihnen erwarten, daß sie ihren Nächsten lieben, da sie nicht einmal sich selbst lieben? Sie kennen nicht einmal ihren eignen Vor-

theil; sie wollen uns ausrotten; allein wie übel würden sie daran seyn, wenn sie ihren boshaften Zweck erreichten? Wir machen ihnen durch unsre Schriften so manche fröhliche Stunde; und **Erasmus** lachte sich einst an einer, den Briefen der obscuren Männer, gesund; woran wollten sie sich denn wohl belustigen, wenn wir nicht mehr schrieben? Das Vergnügen, das sie in dieser Welt genießen, haben sie einzig und allein uns zu danken. Ja sie würden, wie ich auch schon bemerkte, nicht einmal seyn, was sie sind, wenn wir nicht wären. Man nennt sie itzt gute Schriftsteller; aber müßten sie nicht diesen Ehrentitel fahren laßen, wenn es keine schlechten gäbe? Dies wäre schon arg genug; aber der Untergang der schlechten und lächerlichen Schriftsteller würde noch weit mehr Böses nach sich ziehen.

Unsre Feinde sind reich an lustigen und sinnreichen Einfällen; sie spotten gerne und wir sind diejenigen, die ihnen Gelegenheit geben, ihre Einfälle anzubringen, und ihre Tadelsucht zu befriedigen. Wohin wollten sie nun mit ihren Einfällen, wenn sie uns nicht

hätten, und wie würde es dann um ihre Gesundheit stehen? Sie dürfen nicht denken, daß ich scherze; es ist wahrlich kein Kinderspiel um einen zurückgehaltenen Spaß; er verursacht die größte Quaal. Mir ist es in meinem Leben nur Einmal begegnet, daß ich einen Einfall hatte, der für einen Einfall eines schlechten Schriftstellers noch so ziemlich sinnreich war; aber ich mußte ihn bey mir behalten; und da weiß ich, wie mir zu Muthe war. Ich wollte meinem ärgsten Feinde die Schmerzen nicht gönnen. Da nun ein einziger Spaß, deßen ich nicht zu rechter Zeit los werden konnte, mir so viel Ungemach verursachte, was für Quaal müßten die guten Schriftsteller, die so fruchtbar an artigen Einfällen sind, empfinden, wenn wir ihnen nicht Gelegenheit gäben, sich zu erleichtern. Ihre Einfälle brennen ihnen auf dem Herzen, und schon Ennius soll zu seiner Zeit gesagt haben: Ein weiser Mann könne eher eine Flamme in seinem Munde halten, als einen guten Einfall verschweigen; flammam a sapiente facilius ore in ardente opprimi, quam bona dicta teneat. Unsern Fein-

den

den würde also ganz gewiß ein großes Unglück wiederfahren, wenn wir nicht wären. Warum wünschen sie denn unsern Untergang, mit welchem der ihrige so genau verknüpft ist?

Gesetzt aber, es wäre möglich, daß sie uns überlebten, so würde doch die gelehrte Welt wenig Vortheil mehr von ihnen haben. Denn wir sind gerade diejenigen, welche die sinnreichsten und witzigsten Schriften aus ihnen herauslocken, an welchen sich das Publikum so sehr ergötzt. Woher wollten so viele stattliche Satyren kommen, wenn unsre Feinde niemanden hätten, über den sie spotten könnten? Wie viel würde also die kluge Welt an uns verlieren? Es ist wahr; wir können sie nicht mit guten Schriften beschenken; allein schon die Alten haben die Bemerkung gemacht; daß, obgleich der Esel eben nicht die angenehmste Stimme habe, und zur Musik ganz ungeschickt sey, man doch aus seinen Knochen die schönsten Flöten machen könne. „Mirandum, sagt **Plutarch** nach einer lateinischen Uebersetzung, „animal crassissimum et a musica alienissi„mum tamen ossa tenuissima et maxime

„canora suppeditare.“ So geben auch unsre Schriften, wie schlecht sie auch seyen, doch Gelegenheit zu vielen gründlichen Widerlegungen und witzigen Spottschriften, deren die gelehrte Welt nothwendig entbehren müßte, wenn niemand wäre, der schlecht und lächerlich schriebe.

Doch dies ist der geringste Vortheil, den die Welt von uns hat, weil er sich eigentlich nur auf die Gelehrten erstreckt. Weit wichtiger ist der Nutzen, den das menschliche Geschlecht von uns hat, und beweist unsre Nothwendigkeit noch bündiger und überzeugender. Wir arbeiten mit Macht an der Unterdrückung der Vernunft, die der Ruhe des Staats und der Kirche so nachtheilig ist. Wir sind die Beschützer der herrschenden Meinungen und Vorurtheile, die zu einem ruhigen, stillen und vergnügten Leben so unentbehrlich sind. Wir vertheidigen die natürlichen Weisen und reinigen die Kirche von Ketzern. Unsre Feinde thun zwar dies letztere auch, aber sehr selten; und wenn sie es thun, so thun sie es mit Vernunft; und das taugt nicht. Ohne uns

würde

würde es also in der Welt toll genug gehen, und unsre Feinde würden alles umkehren. Wer hätte sich wohl in diesem Jahrhunderte den gefährlichen Neuerungen eines **Pufendorfs, Thomasius, Leibnitzens, Wolfs, Jerusalems, Spaldings, Tellers, Eberhards, Steinbarts, Zollikofers** und ihrer leider nur zu zahlreichen Anhänger unter uns widersetzt, wären wir nicht vor den Riß getreten. Dies allein reicht schon hin zum Beweise, wie nothwendig wir der Welt sind. Unsre Verdienste sind nach unsrer innigsten Ueberzeugung so groß, daß wir die Ehrerbietung des ganzen menschlichen Geschlechts verdienen. Niemand will sie freylich anerkennen; man lohnt uns mit Undank, und es ist leider schon dahin gekommen, daß man es für ein untrügliches Zeichen eines offenen Kopfs hält, wenn man über uns und unsre Schriften spotten kann. Doch so wie den Frommen alles zum Beßten dienen muß, so hat auch unser schweres Kreutz, das niemand als wir zu tragen vermöchte, seine Vortheile; und mir deucht, unsre verdienstvolle Unentbehrlichkeit wird dadurch außer allen Zweifel gesetzt.

Ich

Ich habe schon oft gesagt, daß unsre Feinde, die guten Schriftsteller, weil sie ihre Vernunft gebrauchen, mit dem, was in der Welt vorgeht, schlecht zufrieden sind. Ueberall entdecken sie Thorheiten; wenigstens bilden sie sich es ein, daß sie deren überall sehen; und es ist ihnen unmöglich, sich nicht über das, was ihnen thörigt vorkömmt, nach der Verschiedenheit ihres Temperamentes, pathetisch oder sarkastisch aufzuhalten. Wenn sie demnach keine schlechten Schriftsteller hätten, an denen sie ihre Bosheit auslaßen könnten, so würde kein ehrlicher Mann vor ihnen sicher seyn; sie würden, weil sie doch immer etwas zu meistern haben müßen, alles anfallen, was in der Welt groß und ehrwürdig ist, und durch ihre Satyren den Staat und die Kirche beunruhigen. Wir können uns also rühmen, daß wir unsre eigne Wohlfahrt für das gemeine Beßte aufopfern und ohne Prahlerey dürfen wir sagen, daß wir einem Staate unentbehrlich sind. Unsre Feinde werden vielleicht höhnend antworten: Diese Unentbehrlichkeit stehe nach unsrer eignen Vorstellung mit der von gewißen Mädchen, die man in großen

Städten

Städten dulde, in Einer Linie. Aber sie thäten wohl beßer, mit dieser Vergleichung zu Hause zu bleiben. Denn sie machen sich selbst damit eben kein feines Kompliment. Denn wer sind alsdenn sie, deren wilde Lüste man mit unsers gleichen befriedigen muß, wenn nicht jeder Biedermann in Gefahr kommen soll, von ihnen angefallen und gemißhandelt zu werden? Wie ungeschickt überdem diese Vergleichung sey, fällt in die Augen, da man uns doch nicht für so dumm halten wird, daß wir uns selbst ihren plumpen Liebkosungen anbieten werden, und wir wahrlich nichts weniger als Vergnügen davon haben.

Ich wünsche also von Herzen, daß alle wohldenkenden christlichen Obrigkeiten, was ich hier schreibe, in reife Erwägung ziehen mögen und flehe insonderheit unsern allergnädigsten Kaiser, auch sämmtliche resp. höchste und hohe Churfürsten, Fürsten und Stände des heiligen römischen Reichs demüthigst an, so fern es Höchst- und Hochdenselben itzt die vielen Sorgen für die Wohlfahrt des Reichs erlauben, hocherleuchtet zu ermeßen, wie würdig

wir ihres Schutzes sind, die wir dem Staat und der Kirche schon so lange eine Vormauer wider die unruhige Schaar der Naseweisen waren, die so gerne, wenn sie nur dürften, das Unterste zu oberst kehrten. Es wäre, deucht mir, nachgerade Zeit, daß man auf eine Vergeltung unsrer wichtigen Dienste dächte; doch sehen wir freylich auch ein, daß, da wir uns so lange schon geduldet haben, wir wohl auch noch bis zur gänzlichen Wiederherstellung des Friedens in dem bedrängten Reiche warten können, und wollen also unserm Vaterlande, das außer den Kammerzielern und Römermonaten nun auch noch die Last der Unterhaltung des Triplums zu tragen hat, nicht zur Unzeit unbescheiden zur Last fallen; wir wollten für Einmal zufrieden seyn, wenn man uns nur wenigstens einigermaßen Ruhe vor unsern Feinden verschafte, und diesen bösen Menschen Zaum und Gebiß anlegte. Womit haben wir es verdient, daß man uns der Willkühr unsrer Verfolger überläßt, da hingegen andre ehrliche Leute gegen ihre Lästerer Schutz finden? Ich weiß wohl, daß es zur Sicherheit andrer geschieht; allein warum sollen

len nur wir die Sünden unsrer Mitbürger tragen? Ich finde darin keine Billigkeit, und zweifle nicht, daß meine gegründeten Vorstellungen die Wirkung haben werden, die ich wünsche, so bald man nur die Gewogenheit haben wird, sie in Erwägung zu ziehen.

Sollten aber, wie ich doch nicht hoffen will, die Großen unsers Vaterlands durch das Geschwätz unsrer Feinde verführt, in dem Wahn stehen, unser Jammer verdiene nicht, daß sie ihn zu Herzen nehmen, und der Frevel unsrer Feinde sey so groß nicht, daß es nöthig wäre, deswegen mit dem Schwerdte darein zu schlagen, so wende ich mich an diejenigen, die das geistliche Schwerdt führen, und ersuche sie ganz ergebenst, wider das boshafte Verfahren unsrer Feinde denjenigen Eifer zu bezeugen, den ihr Amt von ihnen fordert. Ich verlange dies eben nicht von denjenigen unter ihnen, die es zu ihrer Schande öffentlich oder heimlich mit den Spöttern halten, und mit ihnen gemeine Sache zu unserm Untergang machen; sondern ich bin zufrieden, wenn nur die Geistlicharmen unter ihnen ihre

Stimme wie eine Posaune erheben, und mit ihrer salbungsvollen Beredsamkeit wenigstens dem gemeinen Manne zu beweisen suchen, wie groß die Sünde sey, über lächerliche Dinge zu spotten. Sie dürfen nicht denken, daß es schwer oder ganz und gar unmöglich sey, einen so albernen Satz zu behaupten. Der ehrwürdige Pater **Girard** hat seiner Zeit in einer Schrift, die man nach seinem Tode unter seinen Papieren fand, dargethan, daß es eine weit größre Sünde sey, eine Satyre zu schreiben, als in den Hainen Cytherens zu naschen. Ich bin überzeugt, daß sie geschickt genug sind, noch tollere Dinge zu behaupten. Ich hoffe demnach, sie werden die Güte haben, eben so tapfer mit dem Munde, als ich mit der Feder, wider unsre Feinde, die gewiß auch ihre Freunde nicht sind, zu streiten, und ihnen wenigstens einen bösen Namen bey denjenigen zu machen, die nicht im Stande sind, über die Sache zu urtheilen. Dies wird meiner Schrift den rechten Nachdruck geben, und zugleich zu ihrer eignen Sicherheit gereichen.

Beschluß.

Hiermit beurlaube ich mich von dem geneigten Leser und schmeichle mir mit der angenehmen Einbildung, es so gemacht zu haben, daß er mit mir zufrieden seyn könne.

Von meinen Widersachern kann ich mir dies nicht versprechen; denn ein so unerwarteter und scharfer Angriff muß sie natürlich in die äußerste Bestürzung setzen. Es kann ihnen unmöglich lieb seyn, daß ich sie so gewaltig zu Boden geschlagen. Wären sie nun wie andre Leute, so würde diese Niederlage sie auf Friedensgedanken leiten. Allein da mir ihr harter, unbezwinglicher Sinn bekannt

ist, so kann ich dies wohl ohne Thorheit nicht hoffen. Doch glaube ich, der Sieg, den ich in dieser Schrift über sie erfochten habe, werde wenigstens so viel bey ihnen wirken, daß sie sich auf einige Minuten zu einem Waffenstillstand mit uns verstehen und meine Friedensvorschläge anhören.

In dieser Zuversicht hebe ich meine Augen empor und ersuche sie auf das freundlichste, meine geharnischte Schrift nicht als ein Zeichen eines feindseligen Gemüths, sondern blos als eine Nothwehr anzusehen. Ich versichere ihnen, daß wir nichts als ihr Beßtes suchen, und unsre Absicht keine andre ist, als sie zur Erkenntnis ihres Elends zu leiten. Es schmerzt uns sehr, daß sie mit so vieler Mühe nach einer Vollkommenheit trachten, die unmöglich zu erhalten steht, und sich durch diese lächerliche Bemühung immer weiter von der Zufriedenheit entfernen, die uns so glücklich macht.

Ich gebe ihnen zu bedenken, ob sie nach der Vernunft, die sie so hoch achten, ohne

Sünde uns haßen können, die wir so liebreich gegen sie gesinnet sind, und ob es nicht für sie so wohl als für uns beßer wäre, wenn wir in Frieden mit einander lebten. Wir spinnen bey dem unglücklichen Kriege, in welchen wir verwickelt sind, beyderseits keine Seide und haben keinen andern Vortheil davon, als daß die Ungelehrten uns auslachen, und aus den Wahrheiten, die wir uns einander sagen, den schimpflichen Schluß ziehen, daß alle Gelehrten nicht klug sind. Da nun dieses Urtheil der ungelehrten Zuschauer unsers Kampfs sie mehr schmerzen muß als uns, die wir aufrichtig unsre Einfalt gestehen, so wäre es meiner Meinung nach wohl gethan, wenn sie die Feindseligkeiten einstellten und Frieden machten.

Wir sind unserseits ganz geneigt dazu; da wir uns aber in einem so glückseligen Zustande befinden, daß wir uns schon für vollkommen halten, und überzeugt sind, wir haben noch viel Recht übrig, so schickt es sich nicht, daß wir den ersten Schritt thun. Ueberdem müßten wir besorgen, sie mögten es als einen Ein-

griff in ihre Rechte ansehen, und, wenn wir nachgeben wollten, uns in dem Verdacht halten, wir hielten uns für klüger als sie, weil immer der Klügere und Vernünftigere nachgiebt. Ferne, daß wir zu diesem Gedanken Anlaß geben sollten, wodurch die Erbitterung noch größer werden würde.

Wir haben, ob sie gleich unsre Feinde sind, doch so viele Hochachtung für sie, daß wir ihnen die Ehre des Nachgebens nicht streitig zu machen gedenken. Und käme uns ja die Lust dazu an, so würde doch unser natürliches Unvermögen unsre Bemühung fruchtlos machen. Denn, um nachzugeben, müßten wir zu ihnen hinauf steigen, und dies erlaubt unser außerordentlich schwerer Kopf nicht. Wir erwarten also, und das von Rechts wegen, von unsern Feinden, daß sie sich zu uns herablaßen. Denn fallen ist leichter als steigen.

Facilis descensus averni;
At revocare gradum, superasque evadere ad auras
Hoc opus, hic labor est.

(In

(In die Unterwelt ists sehr leicht hinunter zu steigen.
Aber daher zurück an die obern Lüfte zu kommen,
Das ist ein Werk, das ist Arbeit.)

Unsere Feinde dürfen nur den Kopf zwischen die Beine nehmen, und sich, wie wir, der natürlichen Schwere ihres Körpers überlaßen.

Dies ist der einzige Vorschlag, den ich ihnen thun kann. Nehmen sie ihn an, so ist ihr Glück gemacht. Der Fall, zu welchem ich ihnen wohlmeinend rathe, wird ihnen vortheilhafter seyn, als ihr mühsames Klettern. Dies bringt ihnen nichts als Misvergnügen. Durch den glücklichen Sturz hingegen, zu welchem ich sie aufmuntere, versinken sie in ein unergründliches Meer der süßesten Zufriedenheit, und erreichen ohne Mühe den Grad der Vollkommenheit, nach welchem sie bis dahin auf eine verkehrte Art und folglich vergebens trachteten.

Verwerfen sie aber meinen höchstbilligen Vorschlag, so muß zwar alle Hofnung zum Frie-

den gänzlich verschwinden; allein ich hoffe doch, daß der Glimpf, den ich in dieser Schrift gegen sie gebraucht habe, und die liebreiche Art, mit welcher ich ihnen, ob ich gleich über sie gesiegt habe, den Frieden anbiete, ihren Grimm ein wenig mildern, und sie überzeugen werde, daß sie unrecht haben, so unschuldige, ehrliche und fromme Leute, als wir sind, so heftig zu verfolgen.

Erhalte ich nur dies von ihnen, so soll mich die auf diese Schrift gewandte Mühe nicht verdrießen; denn ich kann alsdann versichert seyn, daß meine Brüder einem so tapfern Vertheidiger unsrer gemeinschaftlichen guten Sache ihre Erkenntlichkeit zu erproben nicht ermangeln werden.

Anhang.

In der Liscovschen Schrift findet man nun noch einen Anhang einiger berühmten schlechten Schriften, die bey deren Verlegern, wie er sagt, in großer Anzahl vorräthig wären. Es wäre ein leichtes, dem gemeinen Wesen auch durch Mittheilung eines solchen Katalogs nützlich zu seyn; da indeßen die gemeinnützigen kritischen Institute unsrer Zeit die berühmten so wohl als die unberühmten schlechten Schriften und deren Verfaßer nun so gar wöchentlich mit der reitenden und fahrenden Post zur Kenntnis des Publikums bringen, so steht zu besorgen, daß ich damit zu späte kommen dürfte; ich will also dem geehrten Publikum den Ankauf dieser in meinen Augen gewis wichtigen Schrift nicht noch durch Mittheilung eines Katalogs schlechter Schriften erschweren,

der, wenn man sich auch nur auf die Meß-kataloge der fünf letzten Jahre einschränken, und bittere Klagen über Hintansetzung mehrerer nicht unberühmten schlechten Schriftsteller auch nur einigermaßen verhüten wollte, bey der größten Sparsamkeit in Ansehung des Raums, doch immer wenigstens ein Alphabet hätte halten müßen und dem Publikum gewiß auf einen Thaler würde zu stehen gekommen seyn, den es also nun in seiner Tasche behält.

Um so mehr hoffe ich nun aber auch, daß sich das Publikum, aus Erkenntlichkeit für diese cessante lucro auctoris unstreitig verdienstliche Artigkeit gegen seinen Beutel, werde geneigt finden laßen, noch einige Groschen zu bezahlen, die es auch schon einmal bezahlt hat, zumal da es sich dies so oft von zum Theil sehr angesehenen und berühmten Schriftstellern gefallen läßt, die bey weitem nicht so schonend mit seinem Beutel umgehen, und ihm sein wohlerworbenes Geld bey Thalern doppelt abnehmen. Der Herr Verfaßer des kleinen Aufsatzes, womit ich dem Publikum nun noch, gegen einige gute Groschen, ein mich nichts

kostendes Geschenk zu machen gedenke, hat auch so treflich für deßen Unterhaltung gesorgt, daß auch die Wenigen, die sich ein Gewißen daraus machten, seine niedliche Abhandlung undankbar zu vergeßen, es gerne sehen werden, wenn diese wohlgerathene Arbeit aus dem Ocean eines Journals, der sie zu verschlingen drohte, gerettet und von neuem gefaßt wird; und für alle übrigen Leser, also weit den größten Theil der Lesewelt, ist es so gut wie ein ganz neues Gelese, das ich mir aber keinesweges zuzueignen gedenke, wie sonst wohl von andern geschehen dürfte, die sich gern mit fremden Federn schmücken, selbst wenn sie keine Wahrscheinlichkeit haben, es ungestraft zu thun.

Es ist der Herr Doctor Christian Henrich **Schmid** in Gießen, der mir noch einige Bogen Honorar zu verdienen geben und dem Publikum noch einige zwar sehr wohl angelegte Groschen kosten soll. Ich traue dem Herrn Doctor so viel christliche Nächstenliebe zu, daß er seinem Nebenmenschen den kleinen Vortheil, den er von seiner Arbeit zu ziehen versteht, wohl gön-

gönnen werde, und bedaure nur, daß meine Schriften nicht von der Art sind, daß er sich auch einmal einen Tag gütlich davon thun könnte; sonst stünden sie ihm zu diesem Behufe mit tausend Freuden zu Diensten. Das Publikum wird sich aber von der Zweckmäßigkeit dieses Anhangs zu der Liscovschen Schrift sogleich überzeugen, wann es sich das Vergnügen wird gemacht haben, die Schrift des Herrn Doctors, die ich ihm zugedacht habe, zu lesen, und wird sie als ein Surrogat eines Bücherkatalogs, den ich ihm noch zu liefern schuldig wäre, dankbar aus meinen Händen annehmen.

Der Aufsatz heißt: **Ueber die Wahl der Büchertitel, ein Beytrag zu der Characteristik der neuesten deutschen Literatur**, und steht in einem Hefte des nun eingegangenen oder sich suspendirenden **Journals von und für Deutschland**, das wir dem Patriotismus des Herrn von Bibra verdankten. Der Herr Doctor hatte zwar in diesem Aufsatze nicht eben gerade nur uns schlechte Schriftsteller im Auge; denn es kommen auch Personen

und

und Schriften darin vor, die wir nicht zu unsrer Claße zu rechnen pflegen, und ich glaube, daß der Zweck des Herrn Verfaßers nur war, die erfinderische Industrie der Bücherfabrikanten, die freylich größtentheils zu unsrer Brüderschaft gehören, anschaulich zu machen, ohne eben dadurch gerade nur uns allein ein Denkmal zu stiften. Allein eben dies kömmt mir bey diesem Surrogat eines Katalogs schlechter Schriften sehr wohl zu zu Statten. Denn da ein solcher Katalog seine großen Mißlichkeiten hat, weil Vollständigkeit unmöglich ist, und Unvollständigkeit mir von Seiten der im Katalog angeführten oder auch der darin vergeßnen Schriftsteller Verdruß zuziehen könnte, so halte ich mich, des Friedens wegen, lieber an eine schon vorhandene Schrift, die viele allgemeine Titel enthält, und an eine Menge schlechter Schriftsteller auf Einmal erinnern kann; und da sich auch verschiedene unter uns aus übelverstandenem Stolz schämen, sich zu uns zu bekennen, und lieber zu den guten Schriftstellern sich gerechnet sähen, mir aber mein Gewißen nicht erlaubt, sie gute Schriftsteller zu nennen, und

doch meine Verbindungen mit ihnen es nicht rathen, daß ich es mit ihnen öffentlich verderbe, und sie geradezu vor den Kopf stoße, so finde ich es der Klugheit gemäß, mir mittelst dieser Schrift des Herrn Doctor **Schmids** in **Gießen**, die einem Netze gleicht, in dem man gute und faule Fische findet, den Rücken zu decken, und es in Ansehung jedes einzelnen meiner Brüder, den eine falsche Schaam von dem Bekenntniße zu unserer Parthey abhält, in suspenso zu laßen, ob er zu den guten oder zu den schlechten Schriftstellern zu rechnen sey; wenigstens soll hier keiner durch mich in seiner Einbildung gestöhrt werden, daß er ein guter Schriftsteller sey, weil alles in der Schrift meines Herrn Patrons in Gießen eine doppelte Auslegung leidet, und es darin ganz unbestimmt gelaßen worden ist, ob ein gegebener Titel der Schild eines schlechten oder eines guten Buchs sey. Ich denke, daß diejenigen meiner Brüder, auf die ich hierbey Rücksicht nahm, mir für diese meine Schonung ihrer Schwachheit in ihrem Herzen Dank wißen werden, und hoffe übrigens, daß das Publikum, das sie schon kennt,

nichts

nichts dabey verlieren wird, daß ich sie nicht genauer bezeichnete.

Schließlich wolle Herr Doctor Schmid mir die Freyheit nicht verübeln, die ich mir nahm, an mehrern Stellen seiner Schrift, da sich seit drey Jahren manches verändert hat, noch das eine und andre einzuschalten, das zum Theil von späterm Datum als sein Aufsatz ist, und wovon er sich hoffentlich nicht als von etwas, das seiner und seines Aufsatzes unwürdig sey, lossagen wird.

In der Literargeschichte aller Völker findet man, daß der **Titel** der Bücher, so eine gleichgültige Sache er denen ist, die auf das Wesentliche sehen, dennoch oft das Glück derselben, insofern es von dem großen Haufen abhängt, entschieden, daß oft die Absicht der Verfaßer verkannt worden, weil sie nicht gleich auf dem Titel den Gesichtspunkt angaben, aus dem sie zu beurtheilen seyen, daß manches Buch um eines vermeintlich anstößigen Titels willen verboten und unterdrückt worden, daß manches in Vergeßenheit modern müßen, weil ihm ein Titel fehlte, der Aufmerksamkeit genug erregt hätte, um es in Umlauf zu bringen.

Daher hat **Denina** in der 1788 übersetzten Bibliopöie (oder Büchermacherkunst)

den

den Schriftstellern über diesen Gegenstand Regeln der Klugheit zu geben nicht verabsäumt. (Diejenigen, die in eignen Abhandlungen über die Büchertitel geschrieben, stehen, dem Bünauischen Katalog zufolge, verzeichnet in Johann Christoph Krusike vindem. liter. spec. secundo; von albernen und seltsamen Titeln handeln Georg Trinkaus de ineptis librorum titulis, und Bidermann de insolentia titulorum; Beyspiele mehrerer abgeschmackten Titel führt Christgau an, in der commentatione historico - literaria de Mammotrecto, Frankfurt an der Oder, 1740.) Wenn Riedel von den Namen der Schönen sagt:

Ein wichtig Stück an einer schönen Dame,
Und fast das wichtigste ist ohne Streit ihr Name,

so mögte, wer mit den Schicksalen der gelesenen und ungelesenen Bücher bekannt ist, wohl auch zur Demüthigung des gelehrten Stolzes ausrufen: Ein wichtig Stück und fast das wichtigste an einem Buche ist ein glücklich gewählter **Titel**. Oft macht es daher einen gro-

großen Theil der Subscriptionsplane und der Vorreden aus, daß der Verfaßer seinen Titel zu rechtfertigen und zu erklären sucht; aber die Subscriptionen wollen ihr Glück nicht mehr machen, und Vorreden, zumal wenn sie lang sind, werden meistens überschlagen, oder nicht aufmerksam genug gelesen, und so ist es beßer, wenn der Titel für sich verständlich ist, und dann durch das Buch selbst bestätigt und erörtert wird. So wie mancher Autor seinen Titel erst dann wählt, wenn das ganze Werk vollendet ist, um ihn dem Endzwecke deßelben desto beßer anzupaßen, vielleicht dann sich den Kopf darüber noch mehr als über der Ausarbeitung selbst zerbricht, und, wenn er nicht mit sich einig werden kann, die currenten Titel in einen Loostopf wirft, um auf gut Glück den ersten beßten zu wählen, in welchem Falle er zuletzt oft gerade den unschicklichsten erwischt, so giebt es auf der andern Seite auch manche Schriftsteller, die, in der Erfindung der Titel glücklicher als in der Ausführung, Verleger und Leser täuschen und wohl gar manches Buch schreiben, um einen neuen Titel nicht umsonst erfunden zu haben.

Was sich von der Wichtigkeit der Titel für die Aufnahme der Bücher überhaupt sagen läßt, gilt, glaube ich, doppelt in Ansehung des **deutschen** Bücherwesens, und in Rücksicht auf daßelbe will ich eigentlich diesen Gegenstand betrachten. Die Ursachen, warum vorzüglich ein **deutscher** Schriftsteller, wenn er nicht verkannt seyn will, **mehr noch** als die Autoren andrer Länder, darauf bedacht seyn muß, nicht blindlings und willkührlich den ersten beßten Titel zu ergreifen, scheinen mir folgende zu seyn. (Denn sonst könnte man mit Recht erinnern, daß das französische und englische Publikum von dem Vorurtheil, die Bücher nach den Titeln zu schätzen, nicht minder behaftet sey als das deutsche.)

Da die Bücherliebhaber in den zu Deutschland gehörigen so wohl als in den deutsch redenden Provinzen weit mehr einzeln zerstreut sind, als in andern europäischen Ländern, wo sich eine große Menge derselben in den Hauptstädten zusammen drängt; da keine einzige Stadt bey uns den Ton angiebt; da die Bücherfreunde zum Theil sogar von Buch-

läden entfernt leben, so muß für sie oft der Titel in den Meß- und Buchhändler-Verzeichnißen, ja wohl gar nur das Gerücht von dem Titel die erste Anlockung seyn. Es sind in Deutschland keine Clubs und keine Cercles, in denen die Schriftsteller ihre Werke vorher in der Handschrift vorläsen, und durch deren Ausspruch die Erwartung des Publikums schon zum voraus so gespannt würde, daß man, ohne sich um den Titel zu bekümmern, auf die erste Nachricht von der Erscheinung solcher Werke im Druck, dem Buchhändler die noch feuchten Bogen aus den Händen riße. Der troquirende Buchhändler muß das neue Werk erst mit von der Leipzigermeße bringen, es erst in seinem Katalog feil bieten, es erst pro novitate in die Häuser und über Land schicken, und endlich, wenn es sich nicht verkaufen will, es zur Leihebibliothek oder zum Leseinstitut verdammen. Ja Leipziger Buchhändler haben mich öfters versichert, daß sie in der Stadt Leipzig selbst das wenigste absetzten.

Man sollte glauben, da Deutschland an recensirenden Zeitungen und Journalen so vor-

züglich gesegnet ist, und so gar vor einigen Jahren ein Journal aller Journale hatte, auch einige Herren Buchhändler, die das Handwerk am beßten zu verstehen scheinen, nun anfangen, dem Publikum in den Intelligenzblättern der gangbarsten Journale, und in beygehefteten Anhängen zu den Heften der Monatschriften ihre eignen neusten Verlagsartikel selbst zu empfehlen, und dem Urtheile der Rezensenten listig zuvorzukommen, so müßte der Inhalt der Bücher, die Titel mögten seyn, wie sie wollen, gar bald allgemein bekannt, und dadurch die Käufer leicht bestimmt werden. Allein, nicht zu rechnen, daß nicht alle Herren Buchhändler den Geschmack des Publikums auf ihre eignen Verlagsartikel zu leiten verstehen, und daß durch allerley Zufälle, vornemlich aber durch die unermeßliche Menge neuer deutscher Schriften es oft geschieht, daß ein Buch in keiner Zeitung und Journal oder doch nur in wenigen, vielleicht sehr späte und flüchtig, angezeigt wird, so können nur wenige Bücherliebhaber alle Zeitungen und Journale halten und lesen. Viele mögen sie gar nicht lesen, nachdem die deutschen Kritiker durch Fehden

unter sich und durch verschiedene leidenschaftliche Auftritte ihren Kredit einigermaßen geschwächt haben. Und, was die Gerüchte betrift, die durch die eifrigen Recensionsleser verbreitet werden, so wird nach der gewöhnlichen menschlichen Schadenfreude öfter durch sie ein Buch verschrieen als das Gute deßelben bekannt gemacht.

Noch mehr, die Recensenten nehmen oft selbst die Titel der Bücher in Anspruch, fordern den Verfaßer zur Rechenschaft, wenn er seinem Titel kein Genüge geleistet zu haben scheint, und zuweilen bleibt gar ein Recensent, der das Buch selbst nicht durchstudiren mogte, blos bey der Zergliederung des Titels stehen, und schikanirt den Verfaßer über jedes Wort desselben.

Ich rede aber hier eigentlich von den Büchern, nicht insofern sie der Kenner und der Nachwelt Lob erhalten, sondern insofern sie den Buchhandel bereichern, nicht blos im Munde, sondern auch in den Händen von jedermann sind. **Abbt** vom Verdienste S. 755.

hat

hat folgende Berechnung angestellt: „Setzet „zwanzig Millionen Menschen in Deutschland; „die witzigste Schrift hat kaum achtzigtausend „Leser; also ist ein solches Publikum der 250ste „Theil von Deutschland und die sogenannten „nützlichsten Wochenschriften sind immer 19 „Millionen 920000 Deutschen unbekannt.“ Jener größre Theil des Publikums, der eigentlich den Buchhändler ernähren muß (denn die Gelehrten können oder mögen nicht kaufen, und mancher denkt, wie ein gewißer Mann, den ich auf die Frage, ob er Bücher kaufen wollte, antworten hörte: Nein, ich kann selbst welche machen,) liest wenig oder gar keine Recensionen, kauft nach mündlichen Empfehlungen, kauft durch zufällige Veranlaßungen, und wird unter anderm vornemlich durch den Titel zum kaufen gereizt.

Ich will davon ein artiges Beyspiel anführen, das mir von zuverläßiger Hand ist mitgetheilt worden. Ein Menschenfreund, dem es darum zu thun ist, seine Mitbürger durch gemeinnützige Bücher aufzuklären, ließ es sich angelegen seyn, die sogenannte Schulmeister-

bibel des Herrn Doctor Seilers, wovon zu Michaelis 1790. der erste Band herauskam, unter den Schulmeistern seiner Gegend bekannt zu machen und zu empfehlen. Er machte den ersten Versuch damit bey einem der angesehensten, der mit dem Titel als **Cantor** der Schule eines beträchtlichen Dorfes vorsteht. Allein zu seinem Erstaunen erhielt er von demselben die Ankündigung des Werks mit der Erklärung zurück: Das Buch gefalle ihm ganz gut, nur der Titel nicht! Der sonst wackere Mann hätte es vielleicht gekauft, wenn es **Cantorbibel** überschrieben gewesen wäre. (So wollte ein Student, der eben erst immatriculirt worden, ein Buch verächtlich wegwerfen, auf deßen Titel er die Worte: **Für Schüler**, erblickte, und Herr Mertens that daher wohl, auf dem Titel seiner Geschichte der Gelehrsamkeit zu versichern, daß sie für **Leute, die bald auf Universitäten gehen wollen, oder kaum dahin gekommen sind**, geschrieben sey.) Wenn nicht Schulmeister, Kaufleute, Unstudirte, Anfänger, reiche Dilettanten, die mehr Geld und Muße für die Lectüre haben als die eigentlichen Gelehrten, den Buchhändlern ihre Waaren abneh-

nehmen hälfen, nicht öfters um des Titels, der Bilderchen, des schönen Papiers und andrer unbedeutenden Dinge willen, Bücher kauften, wie könnte die täglich sich mehrende Menge der Buchhändler in Deutschland bestehen?

Eben diese Menge von Verlegern und die ganz unübersehbare Anzahl schreibender Hände in Deutschland macht die Konkurrenz auf den gelehrten Märkten so groß, daß ein deutscher Schriftsteller es vorzüglich nöthig hat, sich vor seinen Kollegen durch irgend etwas, wäre es auch nur der Titel seines Buchs, auszuzeichnen, um bemerkt zu werden und Liebhaber zu finden. Leider bringt es die Lage der Gelehrten in Deutschland mehr, als in andern Ländern, mit sich, daß sie um das Brod zu schreiben und die Schriftstellerey zu einer Spekulation zu machen genöthigt sind, die, weil sie in Deutschland nie so viel einträgt, als Popen die Uebersetzung des Homers, immer wiederholt werden muß.

Leider ist die Lage des deutschen Buchhandels so beschaffen, daß der Buchhändler, um

sich zu erhalten, oft wie **Hieronymus Noth-ankker**, seine Waaren gegen Ochsen, Getraide und Eyer umsetzen, und folglich die Leute, die das geben können, auf allerley Art, unter andern auch durch die Titel, anlocken muß. Wie schwer dies den Sosien in Deutschland, bey der durch Luxus und Theurung, die sich auch auf die Bücher erstreckt, immer kleiner werdenden Anzahl der Bücherkäufer, werden müße, sieht man aus den mancherley Mitteln, die sie in dieser Rücksicht ergreifen, und worin einer den andern zu übertreffen sucht. So versprach neulich Herr **Hofmann** in **Chemnitz** den Käufern seines Almanachs der Revolutionsopfer, die sich in einer bestimmten Frist **mit baarem Gelde** melden würden, außer den gewöhnlichen Vortheilen, noch doppelte Abdrücke der Bilderchen; und Herr **Unger**, um für seine girtannerschen Annalen die Kunden zu behalten, giebt den Käufern nun **jeden** Monat ein Bild von einem berühmten Frankreicher, da hingegen Herr **von Archenholz** die Käufer seiner Minerva nur alle Vierteljahre mit einem Bilde beschenkt.

Glück-

Glücklich ist freylich derjenige Verfaßer, der nicht (das unseligste Geschäft, das sich denken läßt) Verleger aufzusuchen braucht, sondern den sie selbst suchen, weil sein Name schon so viel wirkt, daß das Publikum ein Werk, das mit demselben prangt, schon darum kauft, der Titel, und vielleicht auch die Ausführung, sey übrigens beschaffen, wie sie wolle.

Wenn ich in dem Meßverzeichniße den Titel lese: **Reise in die mittägigen Provinzen von Frankreich** — so wird meine Neugierde dadurch noch nicht sonderlich rege gemacht. Denn Reisebeschreibungen giebt es so viele als Sand am Meer. Kaum höre ich aber, daß es ein Werk des Herrn **von Thümmel** sey, so kann ich nicht ruhen, bis ich es bekomme. Der Schriftsteller von Rufe braucht keinen Kranz auszuhängen; (vino vendibili non opus est suspensa hedera;) er kann jeden, kann den einfachsten Titel wählen; sein Name ist Empfehlung genug. Ein **Forster** nennt seine Reisen nicht malerische Wanderungen, sondern nur Reisen; **Johannes Müller** seine Geschichte der Eidsgenoßen nur Ge-

Geschichte der Eidsgenoßen; der Freyherr von Knigge sein Buch über den Umgang mit Menschen nur: Ueber den Umgang mit Menschen; Hufeland sein Jus naturae nur Lehrsätze des Naturrechts, und der Verleger kann des Debits gewiß seyn. Allgemein bekannte Schriftsteller setzen ihrem Namen auf dem Titelblatte nicht einmal ihren Rang und Stand bey. Jedermann weiß, wo Göthe und Herder leben und was sie sind, daher auch, wie Herr Schulz (nicht Schulz schlechtweg) in seinen mikrologischen Aufsätzen, und ein schon genannter Gelehrter in seiner jüngsten Schrift: Ueber Schriftsteller und Schriftstellerey kürzlich sehr artig und richtig bemerkten, niemand von Herrn Geheimenrath von Göthe, oder von Herrn Vicepräsidenten Herder spricht; aber minder bekannte dürfen es nicht versäumen, sich auf dem Titel oder wenigstens unter der Vorrede nach Stand und Würden zu charakterisiren. Wenn bey der Uebersetzung von Boulainvilliers Leben des Mahomeds weiter nichts auf dem Titel steht als: Uebersetzt von J. A. Mebes, so hat nicht jeder Lust, Meusels gelehrtes Deutschland nach-

nachzuschlagen, um zu sehen, wer der Herr Mebes ist.

So wenig Einfluß es eigentlich auf den wahren Werth eines Buchs haben kann, ob der Verfaßer Minister oder Kammerdiener, Bauer oder Soldat sey, ob er einen Weiberrock oder einen Priesterrock trage, so stimmen doch auch diese Umstände zuweilen die Kauflust des Publikums, zumal wenn der Verfaßer etwa, wie zum Beyspiele die Landleute Maus und Boshard, zu einer Art Menschen gehört, die sich seltener mit Schriftstellerey abgeben.

In soferne man auch aus dem Stande des Verfaßers die gute Gelegenheit, die er zu Materialien seines Werkes oder die Schwierigkeiten, die er zu übersteigen gehabt, beurtheilen kann, hat die Anzeige davon auch einen reellen Nutzen, nicht zu gedenken, daß sie das Studium der Litteratur erleichtert.

Schriftsteller von fixirtem Ruhm können sich auf dem Titel, auch ohne ihren Namen zu nennen, nach einer ihrer mit allgemeinem Beyfall

fall aufgenommenen Schriften bezeichnen. Die Worte auf dem Titel eines Romans, von dem Verfaßer des **Moritz**, aus den Papieren des braunen **Mannes**, vom Verfaßer der **Lebensläufe nach aufsteigender Linie**, sind hinreichend, um den Leser begierig zu machen. Hat ein Schriftsteller viel geschrieben, so kann man aus dieser Art des Titels schließen, welches von seinen Werken am meisten gelesen werde, oder auch, welches seine Lieblingsschrift sey. Dusch bezeichnete sich gerne nach den **moralischen Briefen zur Bildung des Herzens**, ob er gleich beßre Sachen geschrieben hatte. Wenn obscure Verfaßer, wie der Verfaßer von **Lauretta Pisana**, die kein Mensch kennt, oder gar **Uebersetzer** diese Bezeichnung nachmachen, so kann man sich des Lächelns nicht enthalten. Angehende Schriftsteller und ihre Verleger bewerben sich zum Vortheile ihrer Bücher um die Ehre, auf den Titel die Worte: Mit der **Vorrede**, unter der **Aufsicht**, auf **Anrathen**, mit **Genehmigung** eines berühmten Mannes setzen zu können, und es ist ein Zeichen, daß einer ein **vornehmer** Mann, ein Mann von **Gewicht** und **Bedeutung** in

der

der gelehrten Welt geworden ist, wenn sein Name auf dem Titel eines Buchs das er nicht gemacht hat, demselben zum Fortkommen in der Welt dienen kann.

Der Buchhändler, der auf der Meße mit sich zu Rathe geht, wie viel Exemplare er wohl von jedem neuen Buche mit nach Hause nehmen wolle, kann, da er die Meßprodukte nur erst dem Titel nach kennt, blos nach der Beschaffenheit desselben, nach dem darauf befindlichen Namen, und nach der Denkart seines Localpublikums in Ansehung dieser Punkte seine Entschließung faßen. Kein Wunder also, daß oft der Verleger den Titel eines Buchs selbst angiebt oder umändert, je nachdem er sein Vertrauen auf diese oder jene Art von Umschrift setzt. Manchem Ladenhüter wird ein neues Titelblatt umgeschlagen, um zu versuchen, ob er durch dasselbe vielleicht seiner Gefangenschaft entledigt werden könne; mit confiscirten Büchern wird unter andern Titeln ein Schleichhandel getrieben. Wie viele Bücher werden heut zu Tage mit einem doppelten Titelblatte verkauft, damit die Liebhaber die Wahl haben,

mit welchem ihnen das Buch beßer gefalle; ja der Herr Charles Frederic **Cramer** in **Kiel** hat mehr als ein ganzes Halbdutzend Titel für Ein und dasselbe Buch im Vorrath. Sein Neseggab heißt auch **Geschichte meiner Reise nach den caraibischen Inseln**; auch **menschliches Leben**; auch **Gerechtigkeit und Gleichheit**; einige Stücke heißen auch: **hinterlaßene Gedichte Johann Andreas Cramers**, herausgegeben von seinem Sohne; endlich heißt ein Stück auch **Commentar über den Meßias**; item **der Tod**; item **Klopstock über ihn**. Und wenn Schröckh die Universalhistorie von **Hilmar Curas** umformt, so steht es jedem frey, das Buch unter jenes oder dieses Namen zu kaufen, damit die Freunde des Modernen sowohl als des Antiken sich, nach Belieben, des Buchs bedienen können.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Ursachtn, warum in der deutschen Literatur die Büchertitel eine so erhebliche Sache sind, will ich nun es durch einzelne Fälle erläutern, wie viel Titel bey deutschen Büchern ausrichten können.

Bey keiner Art von Werken des Witzes wirkt der Titel so viel, als bey **Schauspielen**, indem die Einnahme der Theaterprinzipale sehr oft davon abhängt. **Leßing** sagt zwar in seiner Dramaturgie Th. 1. Seite 132. „Der „Titel ist eine wahre Kleinigkeit, er braucht „den Inhalt weder anzuzeigen noch zu er„schöpfen;" doch setzt er sogleich selbst hinzu: „Aber er sollte doch auch nicht irre führen;" und ruft zuletzt aus: „Was ist leichter zu „ändern als ein Titel?" Titel von Schauspielen, welche Erwartungen erregen, die nicht erfüllt werden, machen am Ende den Zuschauer misvergnügt; aber eben so sehr sind auch diejenigen Titel zu tadeln, die die Aufmerksamkeit des Hörers oder Lesers dadurch schwächen, daß sie den Ausgang schon zu deutlich verrathen. Spricht der Titel schon von einer **glücklich gewordnen** Waise, so intereßiren ihre vorhergehenden Unglücksfälle weniger, man sieht die ganze Katastrophe vorher. Daher haben diejenigen Titel den Vorzug, die sich nur auf die Charaktere beziehen, wie **Menschenhaß** und **Reue**, oder die Haupthandlung nennen, ohne ihre Folgen und

die Entwicklung anzugeben, wie der **Aufruhr zu Pisa**, oder nur von dem Namen der Hauptperson entlehnt sind, wie **Rosalie von Felsheim**, oder doch den Leser ganz in Ungewisheit laßen, wie **Freeman, oder wie wird es ablaufen?** Noch beßer sind die etwas räthselhaften Titel, die, gleich den Mottos, man nicht eher versteht, als bis man mit dem ganzen Stücke bekannt ist, wie die **Uebereilung**, die große **Batterie** und dergleichen. In dieser Rücksicht hat man, besonders seit Bocks Zeiten, die sprüchwörtlichen Titel vorgezogen, weil, ob sie sich paßen oder nicht, nicht anders als durch das Stück selbst entschieden werden kann, z. B. **Nicht mehr als sechs Schüßeln; Lieber heut als morgen.** Eben darum, weil man fürchtet, daß Ein Titel nicht allen Zuschauern ein Genüge leiste, ist bey sehr vielen Schauspielen noch ein zweyter mit einem **oder** hinzugefügt. Die Directoren halten es ihres Vortheils halber für nöthig, auf den Anschlagzetteln die Titel der Schauspiele zu ändern, zu umschreiben und zu erläutern, je nachdem es ihr Publikum zu erfordern scheint. Was für zahn-

arztmäßige, geschmacklose und unsinnige Verbrämungen die Titel auf diese Art zuweilen erhalten, hat der **Theaterkalender** mit Beyspielen vieler deutschen Komödienzettel belegt, und das **Modenjournal** bringt uns deren immer noch neue auf die Tafel. Locale Umstände können es nöthig machen, ein Schauspiel auf einer Bühne anders als auf der andern zu betiteln. So heißt der **geadelte Kaufmann** von **Brandes** in **Hamburg** der **Namenstag**. Wenn ein Komödienschreiber sich durch etwas Besonderes vor seinen Mitbrüdern auszeichnet, so kündigt er es auch gern auf dem Titel an; so gab **Schummel** einst **Lustspiele ohne Heirath** heraus, so schrieb **Bodmer politische Schauspiele**, die ihm freylich die Grazien nicht diktirten. Daß es für den Verfaßer nicht rathsam sey, die Gattung, zu der sein Stück gehört, genau auf dem Titel anzugeben, daß er beßer die allgemeinen Benennungen **Drama**, **Scenen** und **Schauspiel** braucht, ist bekannt. Dem Geschmack macht es Ehre, daß es einem Schauspiele schon zur Empfehlung dient, wenn der Titel es als ein **Originalschauspiel**,

als ein **vaterländisches**, oder als ein zum Behuf **deutscher** Bühnen umgearbeitetes Stück ankündigt. Der Speculationsgeist nutzte indeßen auch das allgemeine Intereße des Publikums an der französischen Staatsumwälzung, und lieferte für das Theater die **Kokarden**, den **weiblichen Jakobinerklub**, die **Stimme des Volks** oder die **Zerstörung der Bastille**, **Ludwig Capet** oder den **Königsmord**, und so weiter; mit welchem Glücke bey dem großen, mit welchem Beyfall bey dem vernünftigen Publikum, gehört nicht hieher. Der **Bürgergeneral** verdankt ebenfalls sein Daseyn der neuesten französischen Geschichte.

Die nur allzusehr angeschwollene Menge von **Romanen** nöthigt diejenigen, die in diesem Fache arbeiten, wo möglich darauf bedacht zu seyn, sich durch den Titel vor dem großen Haufen ihrer Kollegen einigermaßen auszuzeichnen. Sie vertauschen daher gern den gemeinen Titel **Roman** und **Liebesgeschichte** mit solchen Titeln, wie **Lebensscenen aus der wirklichen Welt**, **romantische Gemählde**, **Begebenheiten**,

Le-

Leben und Meinungen, Sagen der Vorzeit, Wahrheiten im Romanengewand, skizzirte Geschichte, Geschichte in Briefen, Holzschnitte, Scenen aus den Ritterzeiten, vaterländische Eichen, die Edeln der Vorwelt, Erzählungen aus der Urwelt, um etwas mehr als Alltägliches erwarten zu laßen. Sie setzen hinzu, daß es eine wahre Geschichte (wiewohl dies die Romanenschreiber schon so oft versichert haben, daß es wenig mehr wirkt, und der Leser es auch dann nicht glauben will, wenn ein Schriftsteller so viel wahre Geschichte wie Stilling oder Reiser zum Grunde legt) eine Familiengeschichte, ein Gemählde aus dem häuslichen Leben, eine Geschichte der mittlern Zeit, mehr als Roman, oder kein Roman, aber ziemlich theatralisch sey, um dadurch ihren Werken mehr das Ansehen der Wahrscheinlichkeit zu geben. Sie versichern wohl gar, daß es keine Liebesgeschichte sey, damit der Feind der Romane, oder der, der sich die gewöhnlichen überdrüßig gelesen, nicht zum voraus verdamme. Jemand nannte seine Erzählungen so gar Antiromane. Oft wird

uns schon auf dem Titel ein Wink gegeben, daß ein moralischer Satz ausgeführt werden soll, damit man den Roman so gar für **lehrreich** oder gar **erbaulich** erkenne; z. B. Die Folgen der **Erziehung**, Gemählde häuslicher Scenen zur **Veredlung junger Herzen**, **Bücherklugheit strandet im Weltlauf**, ein **Sittengemählde** unsrer Zeit, zur **Menschenkunde**, zur **angenehmen** und **nützlichen** Unterhaltung. Besonders pflegt man heutzutage gern irgend einen **philosophischen** Nutzen des Romans zu versprechen, macht sich gern auf dem Titel anheischig, eine **psychologische** Geschichte, einen Beytrag zur **Kenntnis** des **menschlichen Herzens**, eine Geschichte von den **mannigfaltigen Wendungen** deßelben, einen Beytrag zur **Geschichte** des **sittlichen Gangs** der **menschlichen Natur** zu liefern. Zuweilen sind die Ueberschriften gesuchter, und man nennt z. B. Feenmärchen **Kinderklappern** und **Straussfedern**, oder der Titel selbst ist schon Fiktion; z. B. **Romische Romane aus den Papieren des braunen Mannes**, die **graue Mappe aus Rinks Verlaßenschaft**, **Be-**

suche in allen vier **Welttheilen** unter Führung eines **Genius**. Auch die Romane empfehlen sich itzt dadurch, daß sie **deutsche** Originale (freylich aber von andrer Art als die Originalromane, die Schneider zu Leipzig verlegt) sind; **Hatto**, (deßen Verfaßer allein von 1787. bis 1790. bey Weigand in Leipzig **dreyzehen** altdeutsche Romane herausgab,) wird mehr als **Faublas**, **Alcibiades** mehr als **Anacharsis**, **Leopoldine** mehr als **Julius Grammont** gelesen; und bey Uebersetzung ausländischer Werke von der Art verlangt man itzt eine so gänzliche Verdeutschung, daß so gar die Namen der Personen deutsch klingen müßen und aus der **Klariße** eine **Albertine**, aus der **Pamela** eine **Leonore Schmidt** werden muß.

So wie die jedesmaligen Zeitläufte eine Menge von Pamphlets veranlaßen, die sich darauf beziehen, so giebt man auch gern auf dem Titel seinem Werke irgend eine Beziehung auf das Gespräch des Tages, um es dadurch anziehender zu machen. So wie die Pariser Modefabriken einst von **Horia** und **Oczakow** Benennungen für ihre Produkte

entlehnten, so benutzen nicht blos die Tagelöhner der Buchhändler, sondern auch gute Köpfe auffallende Vorfälle ihrer Zeit, um Titel und Kostume ihrer Werke intereßanter zu machen. So schloß Herr **Nikolai** sich mit seinem Leben **Nothankers** an **Thümmels Wilhelmine** an, als diese Aufsehen erregt hatte. So gab die Sensation, die **Lavaters** Physiognomik machte, dem verstorbenen **Musäus** Anlaß, seinen satyrischen Roman **physiognomische Reisen** zu betiteln. So prangten im Jahr der Theurung 1772. auf einer Menge von Schriften die Worte: **Zum Beßten der Armen.** So schrieb Herr von **Göchhausen** ein **Wertherfieber**, und **Timme** einen **Empfindsamen**, als jedermann von **Werthers Leiden** und von **Empfindsamkeit** sprach. So überschrieb ein Schriftsteller, der von den Mitteln, die Völker zu cultiviren, handelte, sein Werk **Cook** und **Clerk**, zu einer Zeit, da die Entdeckungsreisen der Britten mit großer Begierde gelesen wurden. So wie **Pezzl** zur Zeit der Anwesenheit eines maroccanischen Gesandten in Wien **maroccanische Briefe**

schrieb,

schrieb, so fiel man durch den Türkenkrieg auf die Idee, den alten espion turc unter dem Titel **türkische Briefe** zu verdeutschen. Vor einigen Jahren war mancher Romantitel mit den Worten **Pendant zu Trenks Leben** verziert. Die Demolirung der Bastille war die Gelegenheit, daß man folgenden Roman aus dem Englischen übersetzte: **Die Bastille** oder **Karl Townly, ein Mann aus der großen Welt.** Nun nahmen die Schriften über die **französische Revolution**, über **Custine**, über **Mainz**, über **Ludewig den sechszehenten** einen großen Platz im Meßkatalog ein; nun erhielten wir so gar einen **Revolutionsalmanach** und bekommen nächster Tage einen **Almanach der Revolutionsopfer**; nun giebt es so gar einen kleinen Stillstand mit den **Reisebeschreibungen** und den Schriften **über kantische Philosophie**, die sonst so gangbare Artikel waren, und an politisirenden ja selbst kannnegießernden Schriften scheint itzt am meisten verdient zu werden; ein Medeziner schreibt itzt **politische Annalen**; und ein Generalsuperintendent, der den Geschmack

des Publikums zu nutzen versteht, und vor einigen Jahren Briefe über die **kantische Philosophie** an eine **Emma** schrieb, schreibt itzt über **Regieren und Gehorchen**, über **Revolutionen**, ihre **Quellen** und die **Mittel dagegen**, schreibt **Predigten** für **Unterthanen**, und untersucht die Frage, **was der Adel itzt thun sollte.**

Wenn es im Reiche der Literatur so gut Moden giebt, als im Reiche des Luxus, wenn das Publikum heute gewiße Materien und gewiße Arten der Einkleidung mehr liebt, als vor einem Jahre, so ist es natürlich, daß ein Schriftsteller, der sein Buch gesucht oder gar beliebt zu sehen wünscht, darauf Rücksicht nimmt, und auf seinem Titel durch Ankündigung solcher Lieblingsgegenstände und Lieblingsformen wenigstens die Miene eines modernen Schriftstellers heuchelt, wenn gleich vielleicht Gedanken und Schreibart um funfzig Jahre zu alt sind. Vor einigen Jahren kam ein neuer **Orbispictus** für unser **philosophisches und aufgeklärtes Jahrhundert** heraus. Die Worte **Aufklärung, Alchymie, Aberglaube, Geisterseher,**

Elektricität, Mittelalter, Justizmord, Menschenkenntnis, Menschheit, Revolution, Toleranz, statistische Schilderung, Seelenkunde, Welt- und Völkerkunde, Philosophie des Lebens, Friedrich der Einzige, Joseph der Zweyte, Büchernachdruck, Unterricht des Bürgers, des Landvolks, der Jugend, der Frauenzimmer, Katechismus der gesunden Vernunft, konnten damals, als ein Schild auf dem Titel ausgehängt, schon an und für sich manchen Leser anlocken. Sogar ein Wienerkalendermacher nutzte das Schild der Toleranz, um seinen Titel damit auszustaffiren, und es erschien zu Wien ein östreichischer Toleranzbote, das ist: Allgemeiner Reichskalender für alle Religionsgesellschaften. Nun reizt man die Aufmerksamkeit des Publikums durch kurze und faßliche Vorlesungen über bürgerliche Gesellschaft, Staat, Monarchie, Freyheit, Gleichheit, Adel und Geistlichkeit; und man liest nun gerne auf den Titeln: Pflichten und Rechte des Menschen, Volksdespotismus, vertraute

Briefe

Briefe über Frankreich, Durchflüge durch Frankreich, authentische Nachrichten von Augenzeugen, betreffend die Auftritte der französischen Staatsumwälzung, neue Scenen in Paris und Versailles. Doch ists nun bald auch nicht mehr rathsam, solche Titel zu wählen, weil das Publikum in kurzer Zeit zu viel darüber wird gelesen haben; wie dies zum Beyspiele mit den vielen Noth- und Hülfsbüchlein schon der Fall ist. (Auch scheinen die demokratischen Schriftsteller auf Einmal ziemlich stille geworden zu seyn, seitdem die Regierungen gegen die Einführung ihrer Kontrebande Anstalten machten, seitdem das Glück die Waffen der alliirten Mächte begleitet, und seitdem es so toll in Frankreich hergeht, daß es scheint, daß keine Lorbeeren mehr bey der Vertheidigung dieser Sache zu pflücken seyen; das Ansehen eines **Rehberg**, **Brandes** und **Genz** hingegen scheint sich seit einiger Zeit noch befestigt zu haben.) So wollen die Worte: **Religionsedict**, **symbolische Bücher**, **Luftschifferey**, **Publicität**, **Magnetismus**, **Jesuitismus**, **Kindermord** nicht mehr

be-

behagen, und wer sie in dem Titel aufstellen wollte, würde viele Käufer abschrecken.

In der Dichtkunst ist man der **Fabeln** und **Erzählungen**, **Oden** und **Lieder**, **Balladen** und **Romanzen**, **Idyllen** und **Schäfergedichte**, **Ritterepopeen** und **Bardiete**, **Elegien** und **Travestirungen** so satt, wie einer, der der Süßigkeiten zuviel genoßen, dieser übersatt wird. Indeßen kann der Mann von Genie das alles schreiben, nur muß er jene Benennungen auf dem Titel vermeiden, um nicht für altmodisch angesehen zu werden. **Dramatische** und **dialogirte Romane** gefallen itzt beßer als Romane **in Briefen**, **kurze Erzählungen** oder **Novellen** beßer als **lange Heldenromane**, **kleine Reisen** beßer als **Reisebeschreibungen in mehrern Bänden**; folglich muß der, der Schriften von der Art herausgiebt, gleich auf dem Titel zu erkennen geben, daß er den itzigen Geschmack des Publikums kennt. (Herr Schlenkert dramatisirte und dialogirte sogar Lebensbeschreibungen deutscher Fürsten voriger Zeiten, um die Geschichte dem Roman und Schauspiel näher zu brin-

bringen; auch hat man einen dramatisirten und dialogirten **Alexander von Macedonien.**) Nachdem der Musenalmanache zu viele, und viele davon zu geringhaltig geworden, zieht das Publikum die **wißenschaftlichen** Almanache oder Taschenbücher vor, und so können auch Schriftsteller in ernstern Theilen der Gelehrsamkeit durch diese Form des Titels ihr Glück machen. Man hat mehrere **historische** Taschenbücher, man hat **bergmännische** und **militärische** Almanache, man hat Taschenbücher für **Alchymisten, Schulmeister, Aerzte, Wundärzte, Scheidekünstler, Apotheker, Kameralisten, Kräuterforscher, Landwirthe, Technologen, Astronomen, Geographen, Heraldiker, Kaufleute, Pädagogen, Numismatiker** — ja sogar ein Taschenbuch für Leute, **die sich vergnügen wollen.** Eben so häufig sind die **Realwörterbücher.**

Gemeine, bekannte Sachen, Materien, über die schon unendlich viel geschrieben worden, können durch einen neuen Titel aufgestutzt, von neuem Aufmerksamkeit erregen. Man nennt die christliche Religion **Christus-**

re-

religion, man verspricht ein reines, ein höheres Christenthum, eine Religion der Vollkommenen zu lehren, man schreibt Volkstonsbriefe über die Bibel, man betitelt Predigten Versuche zur Beförderung des Wachsthums an Christenweisheit und Christentugend, Reden an Christen, Bibel und Natur in öffentlichen Vorträgen, Ermahnungen eines Volkslehrers an seine Gemeinde, Geist der Sittenlehre Jesus, hebt den trivialen Namen Predigten und Kanzelvorträge durch irgend einen auffallenden Zusatz, z. B. Saat, gesäet dem Tage der Garben, oder auch Predigten über Naturtexte, man umschreibt Postillen durch Predigten zu Vorlesungen in Landkirchen, geistliche Lieder durch Gesänge frommer Empfindungen, den Katechismus durch Unterricht in den nöthigsten Lehren des Christenthums, die Liturgie durch Gottesverehrungen, Leichengedichte durch Todtenfeyer, oder Rosen aufs Grab, Parentationen durch Denkreden, Reisebeschreibungen durch Wanderungen, Topographie durch Lokalbeschreibun-

bungen, Anekdoten durch **Charakterzüge**, Chrestomathie durch **Lese**, (Fabellese, Epigrammenlese) Vademecumsgeschichten durch **Antihypochondriakus**, oder **Witz und Laune**, Feenmärchen durch **Dschinnistan**, Geographie durch **Erdkunde**, (und überhaupt alle gelehrten Benennungen der Wißenschaften durch das deutsche Wort **Kunde**,) Kompendium durch **erste Linien**, Kunststücke durch **natürliche Magie**, Sammlungen durch **Analekten**, Recensionen durch **Geißel** oder **Posaune**, Antikritiken durch **Apologien**, Satyren durch **Jamben**, Biographien durch **Er und über ihn**, und in Ansehung Todter **Nekrolog** u. s. w. Es sey mir erlaubt, hier etwas aus meiner eignen Autorerfahrung anzuführen. Als der erste Theil meiner Literatur der Poesie, den ich 1776 herausgab, nicht Abgang genug finden wollte, meinte der Verleger, daß, außer andern Umständen, auch der Titel ein Hindernis des Debits sey, und, als ich auf sein Verlangen das Werk 1781 auf einmal in einem Bande, kürzer zusammengezogen, herausgab, so mußte ich es betiteln: **Anweisung zur Kenntnis der vornehmsten**

Bücher

Bücher in allen Theilen der Dichtkunst, weil — die Herren Nößelt, Müller und Westphal ihre Literaturen, die sie bey demselben Verleger herausgegeben, so genannt hatten.

Umgekehrt ist es aber dennoch für die Verleger rathsam, auch für manche eigentliche Volksbücher zuweilen die von jeher gewöhnlichen Titel beyzubehalten, weil der Bürger und Bauer sonst weniges Zutrauen dazu haben würde. Man wird immer lieber eine **Postille** als Volkspredigten, lieber einen **Briefsteller** als Briefsübungen, lieber ein **Rechenbuch** als Theorie und Anwendung der reesischen Regel auf bürgerliche Rechnungen, lieber einen **Haushaltungs- und Wirthschafts-Kalender** als ein Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen, lieber ein **Kommunionbuch** als Unterhaltungen der Andacht bey der Nachtmahlsfeyer, lieber **Abcbuch** und **Fibel** als Leseübungen kaufen; und eine salzmannsche **Erlösung des Menschengeschlechts durch Jesum** läßt sich, durch einen frommen Betrug, mancher alten Matrone in die Hände spielen, die wohl schwer-

lich das Buch kaufen würde, wenn das Buch einen neologischen Titel hätte.

So wie man unser Zeitalter überhaupt eines gewißen Schwulstes beschuldigen kann, so glauben auch manche der heutigen Schriftsteller, durch pausbackigte Titel, die zuweilen bis zur Marktschreyerey gehen, auf das Publikum stärkern Eindruck zu machen, das aber eben deswegen dagegen fühllos wird, weil es zu oft geschieht; glauben, daß, nach jener Regel: „Jeder gelte so viel, als er aus „sich selbst mache," nicht der bescheidene, sondern der auf Stelzen einhergehende Titel einem Buche Beyfall verschaffen werde. Der Verfaßer der Schrift: Ueber die **Charlatanerien der Gelehrten seit Menken**, hat auch den Punkt von den Titeln berührt, konnte aber freylich nicht alles erschöpfen, da er mehrere Charlatanerien außerdem zu rügen hatte. Uebrigens scheint der Verfaßer weder die Literaturkenntniße, noch das Salz seines Vorgängers zu haben. Mit viel versprechendem Prunke wird z. B. eine Abhandlung über das Buchstabiren eine **Metaphysik für Schulmeister**, eine Samm-

lung

lung vertrauter Briefe **Herzenserleichterungen**, Hahnreihgeschichtchen **Erzählungen aus der Geschichte actäontischer Nachkommen**, eine Nachricht von seltenen Büchern eine **Beschreibung von Druckdenkmalen** genannt. Affektirte, künstliche, pretiöse Titel gleichen einem gezierten Menschen, der beym Eintritt in die Stube, ein Tanzmeisterkompliment macht. Zu den unzähligen Bisarrerien der gelehrten Welt gehört auch das Haschen nach ungewöhnlichen Titeln. So scheinen gewiße Schriftsteller sich viel damit zu wißen, wenn sie so dithyrambische Titel erfinden, wie **Luftguteprüfungslehre**, wenn ihre Titel so gesucht klingen, wie **Lobhauch** für Lobgedicht, **Rosen aufs Klavier** statt Lieder fürs Klavier, **Blumen auf den Altar der Grazien und Musen** für Versuch in Gedichten, **Geschäftsleiter** für Anweisung zu Geschäften, **Mysterien neuerer Bacchanalien** statt Redoutenlieder. Man jagt itzt dem Auffallenden in den Titeln so sehr nach, daß man sich sogar das Ungesittete und Unanständige erlaubt, um nur etwas Eignes zu haben. Ich erinnere mich eines

Schriftstellers, der auf dem Titel selbst versicherte, daß er meistens **dummes Zeug** lieferte; ein andrer nannte seine Schrift **Lappalien**. Andre erklären ihre Schriften auf dem Titel selbst für unbedeutend, und nennen sie Bagatellen oder Fidibus; mir deucht auch, daß ich schon **Makulatur** auf dem Titel einer Schrift gelesen habe. Einige Autoren geben ihren Büchern dadurch ein originelles oder gelehrtes Ansehen, daß sie Namen aus der alten Geschichte an die Stirne derselben setzen, oder altgriechische Titel erneuern. So paradiren auf einigen Titeln **Lazarus, Kornelius, Timotheus, Nathanael, Philolaus, Origenes**. Unterhaltungen heißen **Pägnia**, eine Darstellung heißt eine **Hypotypose**, ein juristischer Almanach **Themis und Komus**. Die Monatsschriftsteller haben schon einen Theil der Götterlehre geplündert, um ihrer Fabrikarbeit einen antiken Namen zu geben. Wir hatten schon eine **Iris**, wir haben noch eine **Minerva**, einen **Merkur**, einen **Apollo**, eine **Thalia**, eine **Urania**, und letztere noch so gar für **Kopf und Herz**, so wie die Madame le prince

de

de Beaumont ihre Erziehungsschriften schrieb, pour former l'esprit & le coeur. Unmaßgeblich könnte man auch ein Journal, das unter Protektion mächtiger Fürsten wenigstens anfangs herauskam, und Blitze (Kolophoniumblitze?) auf die neuern Aufklärer schleudern sollte, **Jupiter** nennen; die berlinische Monatschrift, wäre sie nicht friedlicher geworden, könnte den Namen **Mars** oder **Bellona** führen; eine **Ceres**, eine **Cybele**, eine **Juno**, eine **Hebe**, die **Horen**, und noch mehrere andre Göttinnen und Götter, Halbgötter und Heroen stehen ebenfalls noch den Monatschriftstellern zu Diensten; besonders würde vielleicht ein **Vulkan** dem Herausgeber einer Monatschrift gute Dienste leisten, wenn dieser Gott ihn beständig erinnerte, lauter wohlgehämmerte, fleißig gearbeitete Aufsätze zu liefern, und das Publikum mit Schofel, Sudeleyen, Lückenbüßern und Schnurrpfeifereyen zu verschonen. **Idas Blumenkörbchen** hätte ich beynahe vergeßen, in welchem die niedlichsten Dinge stehen sollten, da **Ida** ihre gnädige Willensmeinung erklärt hat, daß jeder, der sie nach Wunsch und Bedürfniß bediene, für

jeden Bogen seiner Arbeit **fünfzehen** Thaler Prämie haben sollte. Einige Titel sind so gelehrt, daß sie erst eines Commentars bedürfen, wie **Hermäa** von Schmidt, genannt Phiseldeck, manch **Hermäon** von **Hermes**, die die Verfaßer erst in der Vorrede haben erklären müßen. Zuweilen herrscht schon in dem Titel eine gewiße Parodoxie, um die Leser zu reitzen, den Aufschluß im Buche selbst zu suchen; z. B. **Die eben so gewiße als unerweisliche Göttlichkeit des Christenthums.** Räthselhafte, dunkle, geheimnisvolle Titel sollen gleichfalls eine Lockspeise für das neugierige Publikum seyn. Niemand, der nicht die Bücher selbst gelesen hat, weiß, was er unter folgenden Titeln erwarten soll: **Mädchenfeyer und Jünglingsweihe, Funken vom Heerde meiner Laren, graues Ungebeuer, Papiere des Kleebatts,** die **Unsterblichen, Raffinerien** für **raffinirende Theologen, Ausstellungen, Papillons.** Zuweilen finden es die Verfaßer für gut, dem rathenden Leser mit einem **oder** zu Hülfe zu kommen. Niemand war ein größrer Liebhaber von

orakel-

orakelmäßigen Titeln als der verstorbene Hamann.

Die Göttinn Mode, deren Scepter sich so gut über die Bücherfabrikanten als über die Putzmacherinnen erstreckt, beweist ihren Eigensinn auch in Ansehung der Büchertitel, und ein moderner Schriftsteller wird es nicht verabsäumen, sich durch irgend einen der herrschenden Modetitel zu empfehlen. Der Dichter **Michaelis** sagt in seiner Satire: Die Schriftsteller nach der Mode: (Einzelne Gedichte 1769. erste Sammlung S. 332.)

Ein Modetitel noch, so ist das Werk geschehn,
Empfindungen, Bardiet, Theater, Reverien,
Fragment, Bibliothek, Einfälle, Rhapsodien,
Musäum, Wälder, Brief, Anthologie, Versuch —
Aus diesen nimm ein Wort und setz es vor ein Buch;
Wenn dann vor seiner Stirn ein englisch Motto schmettert,
So wird dein Werk verlegt, bezahlt, gekauft, vergöttert.

Der Dichter sagt in einer untergesetzten Note, wie er seit 1766, da diese Satire zuerst erschien, die Beyspiele von Titeln schon wieder habe ändern müßen. Im Jahr 1766, als **Hermes** die Geschichte der **Miß Fanny Wilkes** zuerst herausgab, diente es noch einem Roman zur Empfehlung, wenn er **aus dem Englischen** übersetzt war. Daher setzte der Verfaßer der **Fanny** auf dem Titel: **So gut als** aus dem Englischen hinzu, und ließ die Worte: **So gut** — so klein wie möglich drucken. Ja er sagt in einer Note S. 5. von einem berlinischen Buchhändler, daß er in seinem Catalog die erste Ausgabe dieses Romans so angezeigt habe: **Geschichte u. s. f. Aus dem Englischen übersetzt.** Jetzo versichert man lieber, die Geschichte sey aus dem **deutschen Vaterlande.** Die Modewörter, die ich vor einigen Jahren auf den Titeln bemerkt habe, sind: **Encyklopädie, Abriß, Kritik, Lesebuch, Uebersicht, Revision, Bemerkungen, Ideen, Neujahrsgeschenk, Ausführungen, Charakteristik, Darstellung, Beyträge, Chronik, Staatsanzeigen, Vervollkommung,**

Glück-

Glückseligkeitslehre. Nun graßiren Lese-bücher, Spatziergänge, Lehrbücher, Gesundheitsvorschriften und Katechismen, Uebersichten, kurze Darstellungen, Berichte, u. dgl. Sind es Uebersetzungen, so erfordert es die Mode, zu versichern, man habe nicht aus dem Französischen oder Englischen, sondern nach demselben übersetzt; (bey Romanen verschweigt man es wohl gar, daß sie übersetzt sind) man habe das Original (beßer noch die Urschrift) umgearbeitet, erweitert, berichtigt, abgekürzt, überarbeitet, für deutsche Leser adaptirt. Da man gefunden, daß wie alles, also auch Uebersetzungen veraltern, so glaubt man sich um das Publikum verdient zu machen, wenn ihm der Titel sagt, hier sey eine neue Verdeutschung, (nicht mehr Uebersetzung.) Einige Schriftsteller glauben, ihr Werk bekomme ein nationelleres Ansehen, wenn der Titel (nach Claudius und Mylius Art) in altdeutschem Kostüm abgefaßt sey; z. B. Büchlein zur Beförderung einfältiger Lebensweisheit; Hauschronika meines Vaters. Der Titel: Pächter Martin und sein

Vater, läßt auch etwas Schlichtes, natürlichen Mutterwitz, Ansichten des unverschrobenen bon sens erwarten. Die Mode erstreckt sich zuweilen auf so zufällige Dinge der Titel, daß z. B. in den Jahren 1766 — 1769 eine witzige Schrift nothwendig **rothe Striche**, so wie jetzo **farbige** Titelumschläge (das Modenjournal sollte billig alle Jahre einen von einer andern, der Modefarbe, haben) in **Kupfer gestochene** Titel, **Titelkupfer** und **Vignetten** das Glück eines Buchs befördern können. In Deutschland können gewiße Moden in Ansehung der Titel sich desto schneller ausbreiten, da der Nachahmungsgeist, deßen man unsre ganze Nation beschuldigt, sich auch in diesem Stücke äußert, und mancher Scribler sein Buch schon dadurch zu empfehlen hoft, wenn er den Titel eines Werks kopirt, das das Publikum mit außerordentlichem Beyfall beehrt hat. So wie die **Einsamkeiten**, die **Phantasien**, die **Nachtgedanken**, die **empfindsamen** Werke (und seit 1782 die Werke **gegen** die Empfindsamkeit) die **Leiden**, die **Klostergeschichten** vordem in gewißen Epochen auf unzähligen Titeln figurirten,

ken, weil Schriften unter diesem Titel gefallen hatten, so erhielt man in neuern Zeiten eine Menge **Volksmährchen**, nachdem das Publikum an denen von **Musäus** Gefallen gefunden hatte; so mußten, nachdem man eine **Gallerie der Teufel** hatte, auch eine Gallerie der **Engel**, eine Gallerie **edler deutscher Frauen**, eine Gallerie der **Schauspieler** hinzukommen; so sagt der Verfaßer des **Ala Lama**, er habe auf Verlangen des Verlegers seinem Titel die Worte: **Auch ein goldner Spiegel**, hinzugefügt; so herrschte der Titel: **Freuden** (Menschenfreuden, Christusfreuden, Jugendfreuden) älteste **Urkunde**, wenn vom ersten **Buch Mose** die Rede war u. s. f. Da man auch viele alte Werke modernisirt, so formt man auch meistens ihre Titel um; z. B. **Ritter Reineck von Waldburg, nach Reinecke dem Fuchs frey bearbeitet; der im vorigen Jahrhundert so weltberufene Simplicius von Einfaltspinsel in einem neuen Kleid, nach dem Schnitt des Jahrs 1790.**

Der Herausgeber vermischter Sammlungen, der Kompilationen, Excerpten und Auszüge

züge, die in unsern Tagen einen so großen Theil der Meßwaaren ausmachen, sind am meisten in Verlegenheit, nachdem so viel gesammelt worden, neue Aufschriften für ihr Allerley zu finden. Göckingk sagt: (Gedichte Th. II. S. 124.)

Aus neun und neunzigen das hundertste zu schreiben,
Das ist die wahre Büchermacherkunst;
Wo würden sonst von hundert wohl, mit Gunst,
Ihr Büchermacher, neun und neunzig bleiben?

Schon Gellius in der Vorrede zu seinen attischen Nächten sagt schön: Quia variam & miscellam & quasi confusaneam doctrinam exquisiverunt, titulos quoque ad eam sententiam exquisitissimos indiderunt, und führt viele sonderbare Benennungen an, die die Sammler seiner Zeit ersannen. Da sich oft mehrere Verfaßer zu einer gewißen Arbeit vereinigen, so verlangt ihr gemeinschaftliches Werk einen schicklichen allge-

allgemeinen Titel. Noch immer ist Magazin gebräuchlich; aber es kann doch nicht lange mehr im Gebrauch bleiben, da der Magazine gar zu viele werden. Die Titel: Sammlung, vermischte Schriften, Versuche, Skizzen, Fragmente sind schon lange aus der Mode. Solche wie Abhandlungen, Aufsätze sind zu allgemein. Jetzt sagt man lieber Ganymed für die Lesewelt, Antipandora, europäische Fauna, Stromata, Kommentar, Memorabilien, fliegende Blätter, erläuternde Anmerkungen, Scholien, Repertorium, Auswahl, Miscellaneen, Kern, Materialien, Geist. Je weitschichtiger zu diesem Behuf der Titel ist, desto beßer; z. B. Bibliothek der Geschichte der Menschheit, (eine Sammlung von Reisebeschreibungen) Sammlung der beßten prosaischen und poetischen deutschen Schriften (unter welchem Titel der gemeinnützige Schmieder ein kaiserliches Privilegium für alle seine Nachdrücke erschlich) Natur und Kunst; Natur, Menschenleben und Vorsehung; Natur und Gott; Liebe, Laune, List;

Ue=

Uebungen des Lesens, Verstehens, Denkens, Behaltens und Rechnens; nützliches Allerley.

Da der periodischen Schriften in Deutschland so viele geworden, daß man für nöthig gefunden, ein eignes Repertorium über dieselben zu verfertigen, so wird es immer schwerer, für eine neu entstehende einen neuen Titel zu erdenken. Man kehrt also in Ansehung derselben theils zu sehr einfachen Benennungen wie **Journal, Monatschrift, monatliche Hefte, Provinzialblätter** zurück, theils sucht man noch je zuweilen, wie schon bemerkt ward, nachdem seit der Erscheinung des deutschen **Merkurs** schon fast der ganze Olymp Namen hergeben müßen, noch einen nicht gebrauchten mythologischen Namen, z. B. **Aeskulap, Amalthea** hervor. **Olla Potrida** leistete auch einmal einem Monatschriftsteller gute Dienste. Journale, die lange gedauert haben, mußten, wenn sie den Titel nicht ganz ändern, ihren Fortsetzungen doch das Wörtchen **neu** beyfügen. **Annalen** (des Theaters, der Gesetzgebung, der Menschheit, der geogra-

phi-

phischen und statistischen Wißenschaften, der theologischen Literatur, für Aerzte, der Philosophie, der Staatsarzneykunde, der brittischen Geschichte, politische, sächsische und anhaltische.) **Jahrbücher** (des Reichskammergerichts, der Menschheit.) **Archiv** (arzneykundiges, der praktischen Arzneykunst, patriotisches, zur Erweiterung der Forst- und Jagdwißenschaft, der Schwärmerey und Aufklärung, für die Rechtsgelehrsamkeit, fränkisches, zur Länder- und Geschichtskunde, weiblicher Hauptkenntniße, für die Geburtshülfe, für Aufklärung über das Soldatenwesen, für die Geschichte, für Staatsrecht und Topographie der Reichsritterschaft.) **Unterhaltungen, Portefeuille,** waren vor einigen Jahren und sind zum Theil noch einige der Modetitel für periodische Werke. Die **Zeitungsform** wird immer mehr auch auf solche Gegenstände ausgedehnt, die man sonst in dieser Form nicht behandelte. Man hatte noch vor wenigen Jahren und hat zum Theil noch eine **Theaterzeitung**, eine **Zeitung** für Rechtsgelehrte, für Landprediger und Schullehrer, eine **Zeitung** für die Jugend, eine medizinisch-chirur-

gi-

gische Zeitung, wöchentliche Nachrichten für Aerzte, zwo Handelszeitungen, eine Gewerbszeitung, eine Predigerzeitung, eine deutsche Zeitung. Weiß ein Journalist sich weiter nicht zu helfen, so wählt er eine Aufschrift, wie: Für Leslustige, unter die sich freylich mancherley bringen läßt. Moralische Wochenschriftsteller raffiniren auf solche Titel, wie: Das Blumenkörbchen in wöchentlichen Bouquets, der räsonnirende Dorfkonvent, der Luftbaumeister, Pläsanterien für die Lesewelt, Wahrheit, Wahrscheinlichkeit und Dichtung, Laune, Spott und Ernst. Ein ökonomischer Journalist nennt seine Sammlung Weisheit und Thorheit. Auch das von und für des zwar nun auch eingegangenen oder doch sich selbst suspendirenden Journals von und für Deutschland ist verschiedentlich nachgeahmt worden; indeßen muß sich ein deutscher Patriot in so fern darüber freuen, als dergleichen Nachahmungen zur Belehrung oder zur Bekanntmachung einzelner deutscher Provinzen, z. B. Meklenburgs, Frankens, sind unternommen worden.

Nicht

Nicht zu gedenken, daß das deutsche Publikum Verse und ganze Sammlungen von Gedichten jetzt weit weniger gerne liest als vor zwanzig Jahren, so finden heut zu Tage die poetischen Anfänger ihre Plätzchen in irgend einem der vielen Musenalmanache. Daher kommen jetzt in den Katalogen weit weniger Titel von poetischen Sammlungen als sonst vor. Bekannte Dichter, die ihre Werke sammlen, welches jetzt am häufigsten geschieht, haben nicht nöthig, Künsteleyen mit Titeln zu treiben. Wenn auch noch irgend ein Versemann einen gesuchten Titel, z. B. **Terpsichoriden** ausklügelt, so ärndtet er damit wenig Beyfall ein.

Zu scherzhaften und satirischen Schriften gehören Titel, die dem Inhalt entsprechen und den Leser zum Lachen einladen. Wenn ich Titel, wie folgende: **Karrikaturen, Leben eines armen Teufels, Vetter Jakobs Launen, Bittschrift des Papiers an die Gelehrten, Kritik der schönen Vernunft von einem Neger, Reisen des Kronprinzen von Ypsilon, Zimmer-**

mann

mann der Erste und Friedrich der Zweyte, von Quitenbaum, Bildschnitzer zu Hannover, des königlich großbritannischen Hosenmachers Unterredung u. s. f. lese, so erwarte ich nichts Ernstes. Nirgends aber sind verbrauchte Titel z. B. Reisen in den Mond, übler angebracht, als bey dieser Art von Schriften.

Kontrovertirende und polemisirende Schriften kündigen den Krieg so gleich auf dem Titel an, wollen beleuchten, prüfen, erörtern oder gar ernsthaft vermahnen, oder haben selbst das fürchterliche Anti an der Spitze des Titels. Die Persönlichkeiten, die sich leider oft bey den gelehrten Streitigkeiten einmischen, verrathen sich auch oft schon auf dem Titel, wie bey den Schriften, die vor einigen Jahren die Herren Campe und Moritz mit einander gewechselt haben.

Man sollte glauben, daß die kürzesten Titel die beßten wären; dennoch lieben manche Schriftsteller die weitschweifigen und paraphrasirenden, vermuthlich weil sie befürchten, man

mögte

mögte sonst die ganze Nützlichkeit ihrer Werke nicht einsehen. Anstatt Leben berüchtigter Spitzbuben sagt man lieber Thaten und Feinheiten renommirter Kraft- und Kniff-Genies; anstatt Thuans Geschichte seiner Zeit, lieber, Geschichte der wichtigsten Weltbegebenheiten vom Tode Franz *I.* bis gegen den Anfang des dreyßigjährigen Kriegs, voran eine historische Uebersicht vom Anfang des sechszehenten Jahrhunderts, ein pragmatischer Auszug aus de Thou; anstatt römische Alterthümer, lieber, Beschreibung des häuslichen, wißenschaftlichen, sittlichen, gottesdienstlichen, politischen und kriegerischen Zustandes der Römer nach den verschiedenen Zeiten der Nation; anstatt über den Eid, über den Ursprung, Begriff, Geschichte des Eides und Moralität der Eidesformeln; anstatt Recepte für das weibliche Geschlecht, für Damen und andre Frauenzimmer, eine Sammlung der wichtigsten Mittel, wodurch sie ihre Schönheit erhöhen und erhalten, verschiedene innerliche und äußerliche Ge-

brechen des Körpers theils verhüten, theils heilen können, gesammelt, bewährt erfunden und uneigennützig herausgegeben von einer Freundinn ihres Geschlechts. Dergleichen ellenlange Titel haben, ich weiß nicht, was für ein abschreckendes Ansehen.

Da wirklich, je mehr Bücher geschrieben, desto weniger gekauft werden, so mögten die Verfaßer gern schon auf dem Titel das Publikum bereden, daß alle Klaßen und Stände von Lesern ihre Werke benutzen können, damit, wenn sie dem einen nicht anstehen, doch der andre darnach begierig werde. Sie versichern daher auf dem Titel die **Popularität und Gemeinnützigkeit** ihrer Arbeiten sehr feyerlich. Sie sagen uns ausdrücklich, daß sie zum Nutzen und Vergnügen für **jede Klaße von Lesern**, für **Ungelehrte**, für **jedermann**, für **alle Stände**, für **allerley Leser**, für **Schulgebrauch** und **Selbstunterricht**, für **Lehrer**, für diejenigen, **welche für sich und ohne alle persönliche Unterweisung lernen wollen**, und für **Lehrlinge**,

linge, für Aerzte und Nichtärzte, für Freunde der Natur, die keine Gelehrte sind, für Schulmänner, Erzieher, Studirende und — (zu größrer Sicherheit wird noch eine allgemeine Klausel hinzugefügt) für andre Liebhaber geschrieben haben. Besonders rühmen sie gern den praktischen Nutzen ihrer Werke.

So verdächtig auch das Selbstlob ist, so geben doch die Schriftsteller oft auf dem Titel schon ihren eigenen Werken Beywörter, die den Werth derselben bestimmen sollen, rühmen selbst, ihr Buch sey allgemein umspannend, erbaulich, sittlich, unterhaltend, belustigend, rührend, zweckmäßig, nach einem neuen System geordnet, voll geheimer und intereßanter Nachrichten, sokratisch, wahr und klar, sanft und vest, angenehm, auserlesen, faßlich, deutlich, gründlich, freymüthig, authentisch, zuverläßig, apodiktisch, unpartheyisch, merkwürdig, die innersten Geheimniße einer Sache enthüllend. Ein gewißer Libinius gab vor einigen Jahren eine Ge-

schichte des Pabstes, wie er sagt, zur Belehrung des Misverstandes, Aufklärung verborgner Wahrheiten, Aufhebung aller Streitigkeiten in Religionssachen, und allgemeinen Glaubensvereinigung der Glieder des christlichen Reichs heraus. Bey solchen Selbstanpreisungen nehmen die Schriftsteller freylich Rücksicht auf den Genius ihrer Zeiten; statt daß zu unsrer Väter Zeiten man auf dem Titel versicherte, das Werk diene zur Bildung eines edeln Herzens in der Jugend, so sagt man itzt lieber, es gereiche zur Unterhaltung und Ergötzung der Jugend. Von Uebersetzungen wird auf dem Titel bald die Treue, bald die Freyheit gepriesen, oder sie werden gar Nachbildungen genennt. Auch hält es der Uebersetzer für Pflicht, das Werk, das er verdollmetscht, selbst zu empfehlen. So wird z. B. zu dem Worte: Der Mann von Stande, auf dem Titel hinzugesetzt: Intereßante und mannigfaltige Scenen von dem Menschen- und Weltkenner Prevot. Beßer nannte vor nicht gar langer Zeit jemand seine Schrift auf dem Titel: Briefe,

die

die gelesen zu werden bitten. Oft sucht man die Leser dadurch zu bestechen, daß man ihnen auf dem Titel ein Kompliment macht, daß man versichert, für **Kenner, Denker und Forscher, für Patrioten, für Menschen, die an dem Wohl und Wehe ihrer Mitgeschöpfe Antheil nehmen, für wahre Christen, für Leser von Geschmack und Gefühl** u. s. w. geschrieben zu haben.

Ist ein Buch nur für eine gewiße besondere Gattung von Lesern bestimmt, so pflegt der Titel dies meistens sehr deutlich zu bestimmen, theils damit die Recensenten sich in ihren Beurtheilungen fein darnach richten sollen, theils damit jeder Leser, der zu dieser Klaße gehört, einen deutlichen Fingerzeig von dem Nutzen des Werks erhalte. So betitelte Herr **Hermes** seine neuern Romane: **Für Töchter edler Herkunft, für Aeltern und Ehelustige unter den Aufgeklärten im Mittelstande.** Ist es möglich, so fügt man der Klaße, der es zunächst gewidmet ist, noch eine oder die andre hinzu, die es nebenher

benutzen könne; Daher der itzt so gewöhnliche Zusatz auf den Titeln: Handbuch. Man setzt sodann hinzu, für wen es diene, z. B. für Anfänger, für angehende Aerzte, für Bücherfreunde und Bibliothekare, für gebildete Jünglinge aus den höhern Volksklaßen, für ausübende Wundärzte, für Oekonomen und Thierärzte, für Gartenliebhaber, für denkende Bürger oder auch für denkende Kaufleute, für Advokaten und Beysitzer in Gerichten, für hohe und niedere Gerichtspersonen, für Schauspieldirektoren, Schauspieler und Schauspielliebhaber, für Gelehrte, Nichtgelehrte, auch vor Gelehrten für nichtgelehrte Denker ohne Glauben und Unglauben, für denkende Christen von Cultur und poetischem Gefühl, für Leser feinern Gefühls, für Stadt- und Landvolk, auch zum Behuf der Christuslehrer, für Forstmänner, Jugendlehrer, Oekonomen und dergleichen. Ein Beyspiel, wie man sich noch nebenher auf dem Titel auch andre Leser anzuwerben sucht, für die das Werk sonst nicht zu gehören scheint, ist folgendes: Vachier's Be-

hand-

handlungsart aller Krankheiten, ein für junge Aerzte, Wundärzte und gutthätige Leute, die sich mit der ausübenden Arzneykunde abgeben, überaus nützliches Werk. Uebrigens ist es allerdings ein Vorzug unsrer Tage, daß man alle Theile der Wißenschaften nicht blos im Allgemeinen, sondern auch in mancherley praktischen Anwendungen für einzelne Klaßen von Menschen bearbeitet.

Maskirende Titel gab es von jeher, und giebt es noch, um die anstößige Absicht des Buchs vor Censoren und Fiscalen zu bemänteln. Wer gegen Gerechtsame, oder, noch schlimmer, gegen Personen großer Herren schreibt, ist selten frech genug, sein Vorhaben auf dem Titel zu sagen, sondern er wählt irgend einen allegorischen und mysteriösen Titel, z. B. **Regenten des Thierreichs, Leben Uraniens, Königin von Sardanapalien,** und dergleichen. Die obscönen Schriftsteller würden wenig Käufer finden, wenn sie ihre Werke **Zoten, schmutzige Einfälle** u. s. w. betitelten. Sie nennen sie lieber **Kanthariden, Gedichte nach dem Leben, Minneglück und Weiberlist,** die **Philo-**

sophie in **Kollision mit der Liebe, Geist und Sitten der Vorzeit, in komischen Erzählungen.** Diejenigen, welche die christliche Religion angreifen, greifen sie nicht gleich auf dem Titel an, sondern brauchen die gelindesten und sanftesten Ausdrücke, z. B. nur **Christus und die Vernunft,** um destomehr Leser zu bereden, als wenn sie keine bösen Absichten hegten, oder sie verbergen ihre Absicht unter gelehrt klingenden Titeln, wie **Horus, Hierokles** u. s. w. Besonders geben sie ihren Titeln gerne ein morgenländisches Kostume, und dann wagen sie alles. Auch bedient man sich maskirender Titel, wenn man jemanden gegen seine Gegner vertheidigen will, gegen den das Publikum bereits entschieden zu haben scheint, so daß zu befürchten stünde, daß niemand die Schrift lesen würde, wenn man vermuthen könnte, daß es eine Schutzschrift für ihn seyn könnte. So schrieb einst ein listiger Anhänger Lavaters eine **Beichte und Bekehrung eines Erzlavaterianers zur Lichtfreund- und Wahrmundschaft zu allgemeiner Warnung und Erbauung von ihm selbst herausgegeben,** als

eine Widerlegung der Herzenserleichterung zweener Menschenfreunde über ihn; und noch kürzlich las man **Briefe über den neuen Sektennamen Lavaterianismus**, die ebenfalls, dem Titel nach, gegen Lavatern geschrieben zu seyn schienen, und doch für ihn geschrieben sind.

Wie sehr Käufer, welche nur nach den Titeln gehen, irre geführt werden können, und zu welch lächerlichen Fehlern Bibliothekare, deren Kenntnis sich nicht über die Titel hinaus erstreckt, verleitet werden können, ließe sich durch viele Beyspiele beweisen. Ich begnüge mich, nur einige anzuführen. Man hat ein kurzgefaßtes **Kammerallexicon**, das vielleicht mancher Kameralist kauft, da es doch eine Erklärung der Terminologien bey dem **Reichskammergerichte** enthält. Auf Fulda's **Wurzellexikon** haben manche pränumerirt, in der Meinung, es schlage in die Forstwißenschaft ein. Im Jahr 1790 kamen **Gespräche über Gallicismen und Germanismen** heraus, die dem ersten Anscheine nach grammatikalischen Inhalts zu seyn schienen,

nen, und doch eigentlich die französische Revolution betrafen. Auch mit Fortsetzungen wird man zuweilen arg angeführt. Jemand besitzt die acht ersten Stücke von **Kramers menschlichem Leben**, die ihn als Gallerie aller Schriftsteller, welche bis 1792 gut oder schlecht für oder wider die französische Revolution geschrieben haben, und als Kompilation vieler vortreflichen Stellen aus Schriften über diesen Gegenstand, und um mehrerer anziehenden Anekdoten von Swift, Klopstock, Leßing u. s. f. angenehm unterhalten hatten. Das neunte Stück konnte er an seinem Orte nicht bekommen, vermuthlich wegen des demokratischen Inhalts der vorhergehenden Stücke; er verschrieb es also von Altona; aber wie sehr erstaunte er, als er dies neunte Stück erhielt, und darin den neunten und zehenten Gesang der Meßiade nach kramerscher Art und Kunst erläutert fand, und zu seinem Troste noch mehrere Titelblätter beyliegend sah, die dies Stück zum Theil auch als das vierte und siebente von andern kramerschen Büchern bezeichnen, die er nicht besitzt und zu kaufen keine Lust hat! Dies ist doch ein wenig zu arg,

und verdient eine öffentliche Rüge. Noch ein Beyspiel erlaube man mir hier anzuführen, das dahin einschlägt. Michaelis 1792 erschien in Altona der **vierte** Jahrgang des **Almanachs der französischen Revolution**, weil er in der Schulbuchhandlung in Braunschweig nicht mehr erscheinen konnte. Natürlich kaufte, wer die vorigen Jahrgänge gehalten hatte, auch diesen Jahrgang; aber wie sehr war er angeführt, wenn er zugleich den **Almanach des Herrn Rabaud de St. Etienne** gekauft hatte, aus dem der altonaische Almanach Wort für Wort abgeschrieben ist, und auch die Kupferstiche entlehnt sind!

Ein bekanntes Hülfsmittel junger und minder bekannter Schriftsteller ist es, sich dadurch an berühmte Männer anzuschließen, und ihnen gleichsam auf die Schultern zu steigen, daß sie ihr Werk als **Fortsetzung, Ergänzung, Seitenstück, Gegenstück, Beylage, Nachtrag** zu bekannten Schriften auf dem Titel ausgeben, oder doch ihren Titel so einrichten, daß er sich auf den Titel eines bekannten und beliebten Buchs bezieht. So hat man meh-

mehrere Faustine, sogar einen dramatischen, (so daß der erste Erfinder des Titels sich von den ungebetenen Fortsetzern lossagen mußte) einer jungen Sophie Reise, einen Spitzbart den Zweyten, eine kleine Chronik des Königreichs Tatojaba von Wieland dem ältern, einen Wendelin von Karlsberg, einen Graf Ortenburg oder Gemählde menschlicher Glückseligkeit.

Noch könnte ich von der Unterhaltung, die einem Liebhaber der Literatur schon die bloßen Titel in einem Katalog gewähren können; von dem ersten Eindruck, den der Titel macht, und der, gleich allen ersten Eindrücken, bleibt; von den Ursachen, warum einige Schriftsteller ihre Werke, Manuscript für Freunde, betiteln; von Schriften, die Bücher ohne Titel überschrieben sind; von Titeln, die nur aus einzelnen Buchstaben bestehen, wie M. R. (meine Reisen) des Herrn von Göchhausen; von der Zuflucht der Schriftsteller, die wegen eines Titels verlegen sind, zu den Wörtchen Ueber, Zur, Von; von der Noth der Uebersetzer, den Titel des Originals zu treffen; von

der Ursache zerschnittener Titel; von Titeln, die den Nachdruck bemänteln sollen; von der Verlegenheit der Schriftsteller, die oft mit den Verlegern wechseln, andre Titel zu den verschiedenen Fortsetzungen ihrer Werke aufzufinden; von den Erfordernißen guter und paßender Titel; (Titel der Bücher sind zwar, wie die Namen der Menschen, zuerst nur darum da, um ein Buch von andern zu unterscheiden; aber so wie es auffält, wenn ein ruchloser Mensch **Fürchtegott** heißt, so beleidigt es, wenn ein ernsthaftes Buch einen scherzhaften, ein bescheidnes einen prahlerischen, ein gründliches einen spielenden Titel hat;) von der Pseudonymität, in sofern sie ein Theil des Titels ist, und von ihren Ursachen (noch immer hat die deutsche Literatur Beyspiele davon, z. B. **Asmus, Filidor, Selmar, Ephen, Veit Weber, Franz Ehrenberg, Anton Wall, Karl Stille,**) mancherley sagen; aber die beyden letztern Punkte sind schon oft erörtert worden, und die übrigen scheinen mir nicht erheblich genug zu seyn, um eine vielleicht schon zu lang gerathene Abhandlung noch mehr auszudehnen.

Schließ-

Schließlich will ich noch denen, die die Bücher nur statt der Tapeten und folglich wie um des Formats also auch um der Titel willen kaufen, eine Erfindung empfehlen, die ich in der letzten Michaelismeße zu **Frankfurt** am Mayn gesehen habe. Auf einem Schreibcomtoir schien eine ganz kleine Bibliothek zu stehen; es waren aber nur lederne vergoldete Rücken von Büchern, auf die der Buchbinder mit goldnen Buchstaben die Titel bekannter guter Bücher geschlagen hatte. Hat nun der Buchbinder Geschmack, so kann auch der Herr in den Ruf des Geschmacks kommen, der sich eine solche Bibliothek machen läßt.

Gedruckt bey H. M. Pockwitz, Hofbuchdrucker.

Fehler.

S. 8 Zeile 5 von unten annimmt.
— 108 — 5 ἐάγη (nicht ἐάνη)
— 146 — 5 maturité.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Liscow, Christian Ludwig,

Liscovs Lob der schlechten Schriftsteller

Hannover 1794

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.504-b#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721648-7
VD18 14714574